

Mediale Identitätsräume.

Skizzen zu einem »spatial turn« in der Medien- und Kommunikationswissenschaft

BRIGITTE HIPFL

Medien sind inzwischen zu einem so selbstverständlichen Bestandteil unseres Alltagslebens und unseres Selbstverständnisses geworden, dass manchmal die Gefahr besteht, die soziale, kulturelle und politische Tragweite dieser Tatsache aus den Augen zu verlieren. Gleichzeitig jedoch wird gerade damit auch deutlich, dass es offensichtlich keine klare Trennung zwischen Medien, Alltag und Identität gibt, was uns wiederum als Medien- und KommunikationswissenschaftlerInnen mit der Herausforderung konfrontiert, nach theoretisch-methodischen Zugangsweisen zu suchen, die dem gerecht werden. In diesem Beitrag wird als ein möglicher Zugang die Konzeption von Medien als Identitätsräume nahe gelegt. Dabei wird davon ausgegangen, dass die drei Bereiche Medien, Identität und Raum untrennbar miteinander verknüpft sind und sich gegenseitig konstituieren. Exemplarisch lässt sich dies an drei Schwerpunkten verdeutlichen.

Zum Ersten konstruieren Medien durch die Art und Weise, wie sie über Vorgänge in der Welt berichten, geopolitische Räume, indem sie bestimmte Territorien mit bestimmten Verhaltensweisen, Menschen und kulturellen Praktiken in Verbindung bringen und sie damit als im Vergleich zu anderen Territorien unterschiedlich präsentieren. So werden uns etwa im Fernsehen manche Orte als gefährlich und unsicher vorgeführt, andere wiederum als exotische Verkörperung des Paradieses oder als Plätze, an denen es sich (für ausgewählte soziale Gruppen) einfach gut leben lässt. Medienberichte dieser Art bilden die Basis einer imaginären Geografie, die voll ist mit Vorstellungen und Bildern von verschiedenen Räumen und den Menschen, die dort leben. Diese Vorstellungen spielen eine zentrale Rolle dabei, wie der jeweils eigene Standort und die damit assoziierte sozio-kulturelle

Identität im Vergleich zu anderen eingeschätzt und bewertet wird und sie zeitigen damit gravierende real-politische Folgen. Diese imaginäre Geografie stützt spezifische regionale und nationale Identitätskonstruktionen, fungiert als Legitimation für Entscheidungen von Regierungen, bestimmte Regionen militärisch zu bekämpfen, oder veranlasst Menschen dazu, (unter oft lebensbedrohlichen Umständen) zu anderen Orten, die eine lebenswerte oder attraktivere Existenz versprechen, zu wechseln.

Zum Zweiten sind Medieninhalte selbst semiotische Räume, die daraufhin untersucht werden können, welche sozialen Identitäten und Körper darin vorkommen, wie diese agieren und wie sie sozial bewertet werden. Dabei geht es um nicht mehr und nicht weniger als um die Frage, welche Identitäten an welchen Orten überhaupt denkbar und vorstellbar sind, wo welche Differenzierungen, Grenzziehungen und Formen des Ausschlusses vorgenommen werden, weiter auch, wo Grenzüberschreitungen und Transgressionen möglich sind.

Und zum Dritten sind Medien als Zwischen-Räume zu verstehen, die sich in den Prozessen der Medienrezeption und der Interaktion mit den Medien herausbilden. Das »Zwischen« soll verdeutlichen, dass in der Interaktion mit Medien mehr passiert als bloß ein Einstieg der RezipientInnen oder UserInnen in die von den Medien zur Verfügung gestellten mentalen Räume. Vielmehr entstehen dabei neue Räume, in denen je spezifische Identitäten der NutzerInnen (re-)konstituiert werden. Dies kann darin resultieren, dass Räume und Identitätspositionen eröffnet werden, die in den Medien selbst gar nicht vorhanden oder vorgesehen waren, wie das z.B. bei Queer Readings der Fall ist, in denen nicht gezeigte Möglichkeiten und Formen des Begehrens in heteronormativ strukturierten Medieninhalten sichtbar gemacht werden. Die in diesem Band versammelten Beiträge geben mit ihren detaillierten Fallstudien Einblick in alle drei der hier angesprochenen Sichtweisen von Medien als Identitätsräume.

Diese Fokussierung auf die räumliche Dimension der Medien könnte sich zu einem »spatial turn« in der Kommunikations- und Medienwissenschaft entwickeln. Ein solcher »spatial turn« wurde in den letzten Jahren für die Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften diagnostiziert, die in ihrer Auseinandersetzung mit den aktuellen ökonomischen, politischen und technologischen Veränderungen stärker die daraus emergierenden, neuen Räume samt den in ihnen gegebenen Möglichkeiten ins Visier nahmen und konzeptionell zu fassen suchten (vgl. z.B. Duncan et al. 2004). Gleichzeitig hat die Kulturgeografie diese Entwicklungen aufgegriffen und Arbeiten produziert, die gegenwärtig wohl zu den anregendsten und theoretisch anspruchsvollsten zählen. Einige davon werden in diesem Beitrag mit der Intention vorgestellt, damit zur theoretischen Fundierung des Konzepts medialer Identitätsräume beizutragen. Dabei verfolge ich

nicht den Anspruch, einen auch nur annähernd erschöpfenden Überblick über die umfassenden Entwicklungen in diesem Bereich zu geben, sondern orientiere mich an einigen wenigen, ausgewählten AutorInnen, mit deren Hilfe ich zentrale Konzeptionen veranschaulichen möchte. Was die epistemologischen Grundlagen betrifft, eint die hier diskutierten theoretischen Ansätze die Abkehr von universalistischen und essenzialistischen Vorstellungen und der Versuch, post-strukturalistische, postmoderne und psychoanalytische Theorieentwicklungen aufzugreifen und auf die jeweiligen Fragestellungen anzuwenden.

Bevor nun die kulturgeografischen Entwicklungen diskutiert werden, wird jedoch ein Exkurs zur kommunikations- und medienwissenschaftlichen Bearbeitung von Medien und Raum gemacht. Auch dafür gilt, dass nicht intendiert ist, einen vollständigen Forschungsüberblick zu geben, wohl aber aufzuzeigen, dass sich eine Tendenz zu einer stärker raumorientierten Bearbeitung von Medien erkennen lässt.

MEDIEN UND RAUM

Die Beziehung zwischen Medien und Raum wird in der Kommunikations- und Medienwissenschaft traditionell unter dem Gesichtspunkt der Funktion von Medien, »raumüberwindend und zeitüberdauernd zu sein« (Hömborg/Schmolke 1992: 11) thematisiert. Eine grundlegende Auseinandersetzung mit den kulturellen und sozialen Konsequenzen des komplexen Zusammenspiels von Raum, Zeit und Medien fand bislang allerdings kaum statt. So wird z.B. der interessante Versuch des Kanadiers Harold Innis (1951, 1972), eine Geschichte der Medien zu entwickeln, die sich diesen großen Fragen stellt, in der deutschsprachigen Kommunikations- und Medienwissenschaft kaum zur Kenntnis genommen (eine Ausnahme bilden Kleinsteuber 1992; Barck 1997). Innis, der eigentlich Wirtschaftshistoriker war, hat sich zuerst mit der Eisenbahn, dem Pelzhandel und der Kabeljaufischerei in Kanada beschäftigt, bevor er sich in den 40er und 50er Jahren der Frage zuwandte, in welcher Weise sich in der Geschichte der menschlichen Zivilisation die Erfahrungen von Raum und Zeit aufgrund von Kommunikation verändert hatten. Sein umfassender Zugang, in dem sowohl die Charakteristika der Medien als auch die jeweiligen geografischen, sozialen und politischen Gegebenheiten und die unterschiedlichen Kommunikationsformen als Konfigurationen von Macht, Wissen, Konflikten und Veränderungen berücksichtigt werden, würde heute wohl als ein frühes Beispiel für eine den Prinzipien der *Cultural Studies* verpflichtete Studie gelten (vgl. auch Angus 1998). In seiner transdisziplinären Arbeitsweise suchte er anhand detaillierter, verglei-

chender Fallstudien zu belegen, wie sich unter spezifischen historischen Bedingungen mithilfe bestimmter Medien so etwas herausbildete, was in der heutigen Terminologie als vorherrschende Diskurse, Ideologien und Wahrnehmungsdispositive bezeichnet werden würde. Eine zentrale These von Innis lautet, dass in den unterschiedlichen Phasen der Zivilisation je spezifische Medien der Kommunikation dominierten, wobei jedes Medium zur Entwicklung einer bestimmten Form von Wissensmonopol beitrug.

Mithilfe der Konzepte von Raum und Zeit versucht Innis die Bedeutung der Medien für die Konstitution, Aufrechterhaltung und Veränderung gesellschaftlicher Formationen zu beschreiben. Er spricht von »leichten« und »schweren« Medien, die sich danach unterscheiden, ob sie eher raum- oder zeitorientiert sind und sich demnach besser für die Beherrschung eines Raumes bzw. für Herrschaft über die Zeit eignen. Leichte Medien, wie die Schriftzeichen auf Papyrus oder Papier, sind einfacher über große Strecken zu transportieren und favorisieren zentralisierte soziale Organisations- und Herrschaftsformen, die weniger hierarchisch (d.h. mit einander überlappenden Befehlsstrukturen) strukturiert sind, während schwere Medien, wie etwa die Tontafeln mit Keilschrift, die Zeit überdauern und mit dezentralisierten, aber stärker hierarchisch organisierten Machtzentren verbunden sind. Gesellschaftsformen, die sich über längere Zeit erhalten, sind durch eine Balance zeit- und raumorientierter Medien gekennzeichnet.

Neben dieser allgemeinen Systematik berücksichtigt Innis aber auch, wie die jeweiligen spezifischen geografischen und kulturellen Gegebenheiten die Entwicklung bestimmter sozialer Strukturen und Medien bedingen bzw. unterstützen. Dies illustriert er z.B. durch den Vergleich der beiden unterschiedlichen Kulturen, die sich um Euphrat und Tigris einerseits und den Nil andererseits entwickelten. Innis macht die regelmäßigen Überschwemmungen des Nils in Ägypten für die Entwicklung einer Gesellschaftsform verantwortlich, die durch eine vereinheitlichte Kontrolle in Form absoluter Autorität gekennzeichnet war und in der die Medien (wie etwa die Schriftzeichen in den Grabstätten und den Pyramiden) dazu dienten, das Prestige der Pharaonen zu erhöhen. Dagegen entsprachen die unregelmäßigen und nicht vorhersagbaren Überschwemmungen in Mesopotamien einem zentrifugalen Einfluss des Landes und trugen dazu bei, dass sich Mesopotamien in Form mehrerer Stadtstaaten entwickelte. Die für diese Kultur charakteristischen Medien (Tontafeln) eignen sich besser für die dezentralisierte Verwaltung Mesopotamiens (vgl. auch Frost 2003).

Innis hat sich aber auch damit beschäftigt, wie spezifische, auf bestimmten Medien und Wissensmonopolen beruhende Herrschaftsformen Bedingungen schaffen, die es den am Rand Positionierten

ermöglichen, die bestehenden Machtzentren in Frage zu stellen und damit zur Konstituierung einer neuen sozialen Ordnung beizutragen. Er erläutert dies am Beispiel der Beziehung zwischen Großbritannien und seinen Kolonien in Nordamerika, in der die Briten anfangs Printmedien zur Verwaltung der amerikanischen Besitztümer nutzten, während in Amerika später die Presse als Mittel des Widerstands gegen die als Unterdrückung erlebte britische Dominanz eingesetzt wurde und in der amerikanischen Revolution eine große Rolle dabei gespielt hat, dass sich Amerika von der britischen Herrschaft befreien konnte (vgl. Buxton 2001).

Für Innis betonen die modernen Medien vor allem die Raumseite und entsprechen damit der für die Moderne und ihre Mechanisierungs- und Industrialisierungsprozesse typischen Schwerpunktsetzung auf die Beherrschung des Raums. Innis nimmt in seinen Arbeiten eine klare politisch-moralische Position ein, wonach eine gute Gesellschaft seiner Meinung nach dann gegeben ist, wenn zeitorientierte Medien (wie z.B. die orale Tradition in der von ihm hoch geschätzten klassischen griechischen Kultur) eine zentrale Rolle einnehmen und die Möglichkeit bieten, verschiedene Positionen zur Diskussion stellen zu können und damit stärker demokratische Prinzipien und weniger Dogmatismus und Manipulation stützen. Außerdem, so Innis, unterstützen die zeitorientierten Medien mit ihrem Fokus auf Dauer und Kontinuität die Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit (womit die Grundlage für ein Verständnis unserer Zukunft geschaffen ist), ermöglichen die Weitergabe von Wissen und Fertigkeiten über die Zeit und schützen uns so vor einer ausschließlichen Fokussierung auf das Unmittelbare (vgl. auch Frost 2003). Innis' Diagnose der modernen Medien mit ihrer Orientierung auf einen immer größeren Raum hat, obwohl vor mehr als 50 Jahren gestellt, bereits die gegenwärtige Globalisierung im Blick. Problematisch findet er, dass dabei die zeitliche Kontinuität mehr und mehr verloren geht und wir deshalb auch mit immer wieder auftretenden Schocks und Irritationen rechnen müssen.

Der Zugang von Innis hat vor allem die Arbeiten Marshall McLuhans (1995; vgl. auch McLuhan/Fiore 1984), aber auch die von Neil Postman (1984) und Joshua Meyrowitz (1989) stark beeinflusst. Diese haben zwar in der Kommunikations- und Medienwissenschaft einen viel größeren Bekanntheitsgrad erreicht als Innis' eigene Arbeiten, weisen aber auch nicht die Komplexität des Innis'schen Zugangs auf. Nach wie vor ist es, gerade wenn es um Fragen der Beziehung Medien und Raum geht, sehr ertragreich, die Einsichten von Innis sowie seine analytische Vorgangsweise auf die aktuelle Situation zu übertragen (vgl. Kleinsteuber 1992: 332f.; Gillespie/Robins 1989; Frost 2003). Catherine Frost (2003) hat dies für das Internet versucht und dabei als Erste die sozialen, politischen und kulturellen Bedingungen beschrie-

ben, in die das Internet eingeführt wurde. Es handelt sich um einen Raum, der durch ökonomischen Liberalismus und globale Handelsbeziehungen gekennzeichnet ist und in dem es immer notwendiger wurde, eine Kommunikationsform zu haben, die schnell und ohne Beeinträchtigung durch unterschiedliche Zeitzonen funktioniert. Gleichzeitig entwickelte sich der Computer zur unumgänglichen Grundausrüstung für jegliche Form professioneller Aktivität, findet aber immer mehr auch Eingang in die einzelnen Haushalte. Was die Charakteristika des Internets selbst und sein Potenzial, ein bestimmtes Monopol zu kreieren, betrifft, zeichnet Frost in ihrer, den Innis'schen Überlegungen folgenden Analyse, ein komplexes Bild. So eröffnet das Internet einen neuen Kommunikationsraum mit höchst individualisierten Formen der Kommunikation und des Austausches, in dem die einzelnen UserInnen viele Kontakte herstellen und aus einer enormen Zahl von Informationsquellen wählen können. Gleichzeitig ist dieser Raum nicht allen Menschen auf der Welt in gleicher Weise zugänglich, was neue soziale Klüfte produziert. Dazu kommt, dass das Internet zwar lange als ein freier, unkontrollierter Raum galt, aber in jüngster Zeit immer mehr zum Objekt regulierender, staatlicher Kontrollen (z.B. für die Vergabe von Domain-Namen, aber auch für Überwachungspraktiken) und ökonomischer Interessen wird – angefangen von Angeboten zum Fernhalten bestimmter Inhalte Filter einzusetzen bis zur Auswertung der persönlichen Daten von BesucherInnen bestimmter Websites für kommerzielle Zwecke. Wendet man die für Innis so wichtige Frage nach der Zeit- oder Raumorientierung auf das Internet an, wird offensichtlich, dass es mit seiner Reichweite, mit der im Prinzip jeder Mensch auf der Welt, der über einen Telefonanschluss verfügt, erreicht werden kann, ein raumbezogenes Medium ist, das, folgt man Innis' Logik, mit einer Tendenz zur Zentralisierung verbunden ist. Dies mag auf den ersten Blick seltsam erscheinen, werden beim Internet gerade seine dezentralisierenden Charakteristika gefeiert. Doch trifft gleichzeitig auch zu, dass es einerseits zentralisierten Kontrollinstanzen möglich ist, die Vorgänge im Netz zu überwachen und andererseits auch die Nutzung des Netzes in Gebieten mit den besten Telekommunikationssystemen (wie in Metropolen) am stärksten ausgeprägt sind. Dem Internet fehlt es nicht nur an der Beständigkeit über die Zeit, es verstärkt auch noch die für die gegenwärtigen Bedingungen charakteristische Flüchtigkeit und Unbeständigkeit und trägt durch die Möglichkeit, sofort und spontan reagieren zu können, dazu bei, dass oft unüberlegte Nachrichten verschickt werden, die in einem demokratisch-politischen Sinn zu einer Verschärfung bereits bestehender Fragmentierungen und Polarisierungen beitragen können.

Der Ansatz von Innis leitet uns an, bei der Beziehung von Medien und Raum auf mehrere Aspekte zu achten. Erstens darauf, in welchen

historisch-spezifischen Räumen (mit ihren jeweiligen geografischen, ökonomischen und kulturellen Besonderheiten) sich welche Medien entwickeln und welche Kommunikationsräume dadurch eröffnet werden. Zweitens auf die Machtstrukturen, die dadurch gestützt und ermöglicht werden, sowie auf die damit verbundenen Regulierungsmechanismen, mit denen Räume kontrolliert und überwacht werden. Drittens auf die Möglichkeit, dass sich neben bzw. aus den dominanten Medien und Kommunikationsformen und -räumen neue, andere entwickeln. So anregend und wegweisend Innis' Ansatz auch ist und so fruchtbar eine stärkere Einbindung in die Kommunikations- und Medienwissenschaft auch wäre, muss doch auch darauf verwiesen werden, dass Innis einige der uns gegenwärtig beschäftigenden Fragen nicht thematisiert hat. Sein Interesse war ausgerichtet auf Medien und Kommunikationsstrukturen in spezifischen Kulturen, wobei er von einem komplexen Wechselverhältnis von vorgegebenen Bedingungen und den mit den Kommunikationspraktiken konstituierten Realitäten ausging. Er vertrat damit bereits so etwas wie eine diskursive und performative Theorie der Kommunikation (vgl. auch Angus 1998). Allerdings kann er uns wenig über die Dynamiken transkultureller Räume sagen und er beschäftigte sich auch nicht explizit mit dem Aspekt der Identität, der in dem hier diskutierten Zusammenhang von zentraler Bedeutung ist.

Im deutschsprachigen Kontext begann sich in der Kommunikationswissenschaft und in der medienpädagogischen Grundlagenforschung in den 80er und 90er Jahren ein Interesse an den räumlichen Bedingungen und Beziehungen von Kommunikation zu etablieren (vgl. Maier-Rabler 1992; Zacharias 2000). Dabei wurden etwa geografische, administrative oder lebensweltbezogene Einheiten (wie Bundesländer, Gemeinden, Freizeitzentren etc.) hinsichtlich der Ausstattung mit Medien und Kommunikationsangeboten sowie der Nutzung dieser Angebote untersucht und verschiedene Systematisierungen von Kommunikationsräumen vorgenommen (vgl. z.B. Gräf 1992; Baacke et al. 1990). Es überwog eine Zugangsweise, in der »Raum als etwas, in dem etwas stattfindet« (Maier-Rabler 1992: 359) verstanden wurde. Gleichzeitig wurde insbesondere in den Arbeiten von Baacke am Beispiel von Kindern und Jugendlichen bereits auf die Verzahnung von Medien und Lebenswelt hingewiesen, womit ein Schritt weg von einem ausschließlich territorialen Raumverständnis hin zu einem Ernstnehmen medialer Erfahrungsräume erfolgte, der mit der Einsicht verbunden war, dass »reale« Räume in zunehmendem Maße von »mental« medialen Räumen durchdrungen werden.

Ein früher Versuch, die sozialen und kulturellen Auswirkungen der immer stärker werdenden Medienpräsenz im Alltag aufzuzeigen, stammt vom amerikanischen Forscher Joshua Meyrowitz (1989). Er führt uns vor, dass es durch das Fernsehen in einem zuvor nicht

gekannten Ausmaß zu einer Aufhebung der Trennung verschiedener Erfahrungswelten kommt. Ein Großteil der traditionellen Unterschiede zwischen Menschen aus verschiedenen sozialen Gruppen beruht darauf, dass die Menschen in unterschiedlichen Erfahrungswelten leben und auf dieser Basis unterschiedliche Weltansichten entwickeln. Das Fernsehen konfrontiert uns nun laufend mit Vorstellungen, Verhaltens- und Sichtweisen, die nicht mehr unserer engeren Erfahrungswelt entsprechen – wenn etwa Kinder über Programme für Erwachsene deren Themen und Probleme kennen lernen oder Frauen Einblick in Männerthemen sowie Männer in Frauenthemen bekommen. Nach Meyrowitz resultiert dies in einem sozialen Wandel von Gruppenidentitäten, indem sich etwa Kindheit und Erwachsensein oder Männlichkeit und Weiblichkeit stärker vermischen. Hier wird erstmals auch die Frage der Identität explizit thematisiert.

Um Identitäten und zwar um kollektive, kulturelle Identitäten im Kontext der gegenwärtigen politischen, ökonomischen und technologischen Veränderungen geht es in dem von David Morley und Kevin Robins herausgegebenen Buch »Spaces of Identity« (1995). Geleitet von der Überzeugung, dass es nicht länger physische Begrenzungen sind, die als Rahmen für kulturelle Gemeinschaften fungieren, sondern in immer stärkerem Ausmaß symbolische, durch Medien vermittelte Grenzen, illustrieren die beiden Autoren anhand verschiedener Fallstudien, was das im Einzelnen bedeutet. So zeigen sie etwa auf, wie das mit der politischen Konstitution der Europäischen Union auftauchende Problem der Schaffung einer europäischen Identität von der Europäischen Kommission mithilfe von Kommunikationstechnologien gelöst werden soll. Konkret bestand die Politik der EU darin, Rahmenbedingungen dafür zu schaffen, dass sich so etwas wie ein eigenständiger »europäischer audiovisueller Raum« entwickeln kann. Mit der Aufhebung von Beschränkungen beim Kauf und Verkauf audiovisueller Produkte innerhalb Europas wurde die Vorstellung verknüpft, dass sich in der Folge ein europäischer Medienraum entwickelt, der sich auf dem Weltmarkt gegenüber dem amerikanischen und dem asiatischen Raum behaupten kann. Außerdem wurden in der EU Aktionen gestartet, mit denen FernsehproduzentInnen ange-regt werden sollten, nicht nur ein lokales, sondern ein europäisches Publikum anzusprechen und auf diese Weise zur Herausbildung eines Gefühls kultureller Zugehörigkeit zur Europäischen Gemeinschaft beizutragen. Morley und Robins weisen aber auch darauf hin, dass ein genauerer Blick auf die über Medien bereit gestellte »symbolische europäische Heimat« deutlich macht, dass dies eine Heimat ist, die bestimmten sozialen Gruppen, die jetzt in Europa leben (wie die verschiedenen Gruppen von MigrantInnen und diasporischen Gemeinschaften) keinen Platz einräumt. Was hier als europäische Identität angeboten wird, ist vor allem eine ethnisch weiße Identität. Die

Tatsache, dass (vielfach farbige) MigrantInnen praktisch ausgeschlossen sind, hängt mit dem traditionellen und trotz einer inzwischen längst veränderten Situation immer noch aktuellen Selbstverständnis von Europa zusammen, das sich in Abgrenzung gegenüber anderen – wie dem Orient oder Afrika – definiert hat. (Diese nun bereits 10 Jahre zurückliegende Diagnose trifft im Wesentlichen auch heute noch zu.)

Morley und Robins richten ihr Hauptaugenmerk auf neuere Entwicklungen im Bereich von Rundfunk und Fernsehen und damit auf Medien, denen eine gewisse identitätskonstituierende Funktion insofern zugeschrieben wird, als sie den ZuhörerInnen und ZuschauerInnen mit ihren Programmen einen Raum mit vorgegebenen Positionen, die sie einnehmen können, zur Verfügung stellen. Im Fall der von den beiden Autoren diskutierten kulturellen Identitäten passiert dies z.B. auf der Grundlage so unbedeutend erscheinender Aspekte wie der Art und Weise, in der die MedienrezipientInnen angesprochen werden. Werden in Informationssendungen Wörter wie ›wir‹ oder ›uns‹ verwendet, dann legen diese eine bereits bestehende Gemeinschaft nahe, der sich die RezipientInnen anschließen können, wenn sie sich von dieser Form der Anrede angesprochen fühlen. Das ist eine Form, in der kulturelle Identität über Medien konstituiert und aufrechterhalten wird. Derselbe Prozess, von Althusser (1977) als »Anrufung« bezeichnet, findet sich im Umgang mit allen fiktiven Medieninhalten. Dort sind es die Identifikationen mit Subjektpositionen, die von den Charakteren verkörpert werden, die als Grundlage von Identitäten fungieren. Vor diesem Hintergrund wird auch verständlich, warum eine detaillierte Analyse der medial zur Verfügung stehenden Identifikationsangebote politisch so relevant ist. Es geht dabei um nicht mehr oder weniger als um die möglichen, sozial akzeptierten Daseinsformen.

Die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien, wie etwa das Internet, stellen uns nun aber mit Einrichtungen wie Chat-Rooms Räume zur Verfügung, in denen sich ganz neue Dimensionen des Zusammenspiels von Medien und Identität auftun. Für Mark Poster bestehen diese darin, dass die NutzerInnen hier gefordert sind, ihre Identitäten durch sprachliche Akte der Selbstpositionierung und in Abstimmung auf die im Netz ablaufenden Kommunikationsmuster immer wieder aufs Neue zu kreieren (vgl. 2001: 107f.). Darin sieht Poster eine Demokratisierung der Subjektkonstitution, da es die NutzerInnen selbst in der Hand haben, wie sie sich mittels Symbolisierungspraktiken in diesem Raum konstituieren. Natürlich sind sie dabei nicht frei von den Machtverhältnissen, die im ›real life‹ existieren, wie sich insbesondere am Umgang mit gender-bezogenen Aspekten im Netz zeigt. Gleichzeitig wird aber durch die Notwendigkeit, dass sich die einzelnen AkteurInnen für ein bestimmtes Geschlecht entscheiden müssen, die Frage der individuellen Identität in einer

neuen, bislang nicht gekannten Weise zum Thema gemacht. Poster bezeichnet die Interneträume, in denen dies praktiziert wird, als die »neuen Versammlungen der Selbstkonstitution« (ebd.: 111).

Medienräume sind Räume ohne materielle Körper, ein Punkt, der insbesondere im Zusammenhang mit virtueller Realität stark diskutiert wird. Körper kommen im Cyberspace als symbolische Konstrukte vor, und zwar entweder als sprachliche (meist Wunschvorstellungen zum Ausdruck bringende) Beschreibungen, oder in Form virtueller Körper, so genannter Avatare, die stellvertretend für die UserInnen im Netz agieren. Charakteristisch für beide ist, dass diese Körper beliebig gestaltbar sind, wobei allerdings häufig auf Idealtypen und stereotype Körperbilder zurückgegriffen wird (vgl. Becker 2000; Funken 2000). Wie Becker einwendet, ist diese Möglichkeit der virtuellen Selbster-schaffung nicht ganz so neu, wie sie gerne dargestellt wird, sondern war auch schon bei traditionellen Medien wie Briefen, Romanen oder Filmen gegeben (vgl. 2000: 45). Neu ist allerdings das Ausmaß und die Intensität, in der dies nun mithilfe der neuen medialen Technologien praktiziert werden kann. In der Bewertung dieser Entwicklungen scheiden sich die Geister (vgl. dazu etwa die zusammenfassende Darstellung bei Becker 2000). Von manchen wird diese Möglichkeit, sich unabhängig von der eigenen, realen Körperlichkeit in jeweils gewünschter Weise inszenieren zu können, als Realisierung des Traums, sich aus dem Gefängnis des Körpers befreien zu können, gefeiert. Der Körper gilt hier als Einschränkung und Behinderung, die nun endlich im Cyberspace hinter sich gelassen werden kann, um mit fortschreitender technischer Entwicklung vielleicht überhaupt von Materie in Geist transformiert werden zu können. Andere sehen hinter dieser zunehmenden Ausblendung der materiellen Körperlichkeit höchst traditionelle Fantasien der Vorherrschaft des Immateriellen gegenüber dem Materiellen und Visionen der völligen Kontrolle und Manipulierbarkeit des Körpers. Donna Haraway nimmt mit der Metapher der Cyborg eine ambivalenter Haltung ein und weist darauf hin, dass sich als Effekt der technologischen Entwicklungen, in die wir eingebettet sind, die alten Grenzen zwischen Mensch und Maschine auflösen und damit sowohl neue Gefahren aber auch neue Möglichkeiten von Identitätskonstruktionen verbunden sind (vgl. 1995).

Mein Abriss über exemplarische Thematisierungen der Beziehung Medien-Raum in der Kommunikations- und Medienwissenschaft sollte auch eine Verschiebung der Art und Weise illustrieren, in der dieser Zusammenhang verstanden und theoretisiert wurde. Dies hängt damit zusammen, wie die Medien verstanden werden, nämlich – und hier greife ich auf Posters Gegenüberstellung zurück – eher als Werkzeuge der Kommunikation bzw. Sozialisation oder mehr als soziale Räume (vgl. 2001: 100). Meiner Meinung nach lässt sich ein historischer Wandel erkennen, der von einer anfangs eher funktiona-

listischen Sichtweise der Medien, bei der auch räumliche Faktoren mitberücksichtigt werden, zu einem Verständnis der Medien als Räume mit spezifischen Interaktionsformen und Machtrelationen führt. Bei Innis fungieren Medien beispielsweise als Instrumente, die bestimmten Zwecken förderlich sind – wie der Weitergabe und Speicherung von Information, der Herstellung von Öffentlichkeit oder der Schaffung der Grundlagen für das Funktionieren einer demokratischen Gesellschaft. Morley und Robins setzen sich vor allem mit der Funktion von Medien für die Konstruktion neuer Räume und die Konstituierung von Gemeinschaft und kultureller Zugehörigkeit auseinander, während Meyrowitz auf das Potenzial der Medien zur Aufhebung sozialer Grenzziehungen hinweist. Baackes Arbeiten nähern sich in ihrer Fokussierung auf die Verschränkung von Lebenswelt und Medienwelt schon stark einem raumorientierten Verständnis von Medien. In den Arbeiten zum Cyberspace dominiert eine raumbezogene Zugangsweise – mit all den Fragen, was genau in diesem Raum passiert.

In dem nun folgenden Teil beschäftige ich mich mit kulturgeografischen Konzepten und Arbeiten, wobei erst gegen Ende explizit eine Verbindung zu Medienfragen hergestellt wird. Die ersten Abschnitte befassen sich mit dem durch poststrukturalistische und postmoderne Theorien bewirkten Paradigmenwechsel in der Geografie von einem natur- zu einem kultur- und sozialtheoretischen Verständnis von Raum, in dem Raum nicht länger als eine gegebene und für sich bestehende Einheit, sondern immer in der sich wechselseitig konstituierenden Beziehung zum Sozio-Kulturellen gesehen wird. Ähnliche Diskussionen haben auch in der Medien- und Kommunikationswissenschaft stattgefunden, allerdings ohne, zumindest gilt dies meiner Einschätzung nach für den deutschen Sprachraum, eine so grundlegende Infragestellung von naturwissenschaftlich fundierten Konzepten bewirkt zu haben wie in der Geografie. Gesondert eingegangen wird dann auf den Einfluss feministischer und Queer Theorien sowie psychoanalytischer Konzeptionen auf das Verständnis des Räumlichen. Dabei werden jeweils zentrale Aspekte dieser Theoriestränge vorgestellt, die, wie in den Beiträgen dieses Buches deutlich wird, auch in der Medien- und Kommunikationswissenschaft Anwendung finden, hier aber hinsichtlich ihrer Umsetzung in der Kulturgeografie diskutiert werden.

ZUR SOZIALEN KONSTITUIERUNG VON RAUM UND DER RÄUMLICHEN KONSTITUIERUNG DES SOZIALEN

Doreen Massey, eine der einflussreichsten GeografInnen aus dem angelsächsischen Raum, schätzt die Auseinandersetzung mit Raum

deshalb als so wichtig ein, weil Raum eine der Achsen ist, entlang der wir die Welt und uns selbst erfahren und wahrnehmen (vgl. 1993a: 143). Bereits in den 70er Jahren hat sie sich (wie andere auch) damit auseinandergesetzt, wie mit Raum theoretisch und empirisch in der Geografie gearbeitet wird. Sie argumentiert gegen die naturwissenschaftliche Sichtweise, die zu dem Zeitpunkt vorherrschend war und Raum als eine autonome Sphäre verstand, die einfach existiert und durch dreidimensionale Messungen definiert werden kann (vgl. auch Shields 1997: 187). In Abgrenzung von dieser Konzeption von Raum als etwas Neutralem, Statischem und Stabilen stellten GeografInnen wie Massey, die stark von marxistischen Theorien beeinflusst waren, die Frage nach der Beziehung zwischen Raum und Gesellschaft. In all den Antworten, die darauf gegeben wurden, wird Raum als soziales Konstrukt konzipiert und umgekehrt auch das Soziale als räumlich konstruiert verstanden (vgl. Massey 1993a: 145f.). Damit wird zum Ausdruck gebracht, dass Raum durch die sozialen Beziehungen und die sozialen Praktiken konstituiert ist und sich gleichzeitig die gesellschaftlichen Machtverhältnisse in räumlichen Formen und Praktiken niederschlagen. Die Art und Weise der räumlichen Organisation spielt demnach eine wichtige Rolle dabei, wie eine Gesellschaft funktioniert. Masseys Arbeiten verdeutlichen, dass das Räumliche und das Soziale untrennbar miteinander verknüpft sind und Raum demnach etwas höchst Politisches ist (vgl. auch Callard 2004: 221). Anhand von drei thematischen Schwerpunkten, die Massey setzt – die Theoretisierung von Raum und Ort, das Konzept der Macht-Geometrie, sowie die Interdependenzen zwischen den Geschlechterbeziehungen und der räumlichen Organisation sozialer Verhältnisse –, soll dies veranschaulicht werden.

Massey stellt sich gegen Konzeptionen von Raum, die auf der Dichotomie von Raum und Zeit beruhen und in denen Raum als statischer Gegenpol zur dynamischen, sich verändernden Zeit positioniert wird. Ein Beispiel dafür ist etwa Robert Reininger (1970), den wir einleitend zitieren (vgl. Klaus/Hipfl/Scheer in diesem Band). Sie weist auf die grundsätzlichen Probleme hin, die in den für das moderne, westliche Denken so bestimmenden Konzeptualisierungen in binären Oppositionen liegen, da dabei von unüberbrückbaren und einander ausschließenden Gegensätzen ausgegangen wird, gerade dadurch aber angemessenere Verständnisweisen erschwert, wenn nicht sogar unmöglich gemacht werden. Wir wissen vor allem aufgrund der philosophischen und feministischen Kritik (vgl. z.B. Hekman 1990; Harding 1990) an binären Oppositionen wie etwa Kultur/Natur, Geist/Körper, Verstand/Gefühl, Mann/Frau, dass in diesen dichotomen Konzeptualisierungen einem Pol Priorität gegenüber dem anderen zugeschrieben wird und dies bestimmten sozialen (dominanten) Gruppen zum Vorteil gereicht. Die Herausforderung besteht nun darin, dieses ein-

schränkende Denken in binären Oppositionen und die damit zusammenhängenden Unterscheidungen und Gegenüberstellungen zu durchbrechen und zu überwinden. Dafür reicht es nicht aus, den zweiten Pol der Dichotomie aufzuwerten oder ihm Priorität zuzuschreiben, vielmehr ist gefordert, über diese Dichotomien hinausgehende Denkformen wie etwa in der Art eines ›Sowohl-als-auch‹ zu entwickeln, die komplexere Verständnisweisen ermöglichen. So etwas versucht Massey mit ihrer Konzeption von *Raum-Zeit*, mit der sie die beiden Dimensionen Raum und Zeit als voneinander unlösbar präsentiert. Sie weist in dem Zusammenhang auf Parallelen in der Physik hin, wo die alte Vorstellung eines dreidimensionalen Raums und einer eindimensionalen Zeit als zwei voneinander getrennten Einheiten (und dem Raum als dem passiven Szenarium für voneinander unabhängige Objekte und deren Interaktionen) abgelöst wurde von einer Sicht physikalischer Realität als vierdimensional. Raum und Zeit sind sowohl in der Physik als auch bei Massey unlösbar miteinander verwoben und sind immer in ihrer Beziehung zueinander zu sehen. Was heißt dies nun konkret und auf soziale Fragen umgesetzt? Es bedeutet zum Beispiel, dass man nicht länger von einer absoluten Dimension Raum oder davon ausgehen kann, dass der Raum als Container für Dinge und soziale Beziehungen fungiert, der sich durch die Zeit bewegt. Vielmehr hat alles Räumliche auch eine zeitliche Dimension und die Bewegung durch die Zeit ist räumlich organisiert und strukturiert. Dazu kommt noch, dass es gerade diese Beziehungen selbst sind, die Raum und Zeit kreieren und definieren (vgl. Massey 1993a). Raum ist demnach, so Massey, auf allen räumlichen Ebenen – vom Lokalen bis zum Globalen – als simultane Koexistenz der sozialen Beziehungen und Interaktionen zu verstehen (ebd.: 155). In diesem Sinne ist auch die im Untertitel angesprochene Formulierung ›das Räumliche ist sozial konstituiert‹ gemeint. Gleichzeitig haben alle sozialen Phänomene eine räumliche Form und einen relativen räumlichen Standort.

Hier handelt es sich um eine anti-essenzialistische Konzeption von Raum, bei der eben nicht von einem vorab vorhandenen, sondern von einem gemachten Raum ausgegangen wird. Der damit gegebene Fokus auf die Konstruktionsprozesse allen Räumlichen eröffnet neue Fragen und neue politische Handlungsweisen. Anstelle einer ›Identitätspolitik‹, die von bereits existierenden Identitäten ausgeht, braucht es nun so etwas wie eine ›relational politics‹, eine ›beziehungsorientierte Politik‹. Nach Massey zeichnet sich eine ›beziehungsorientierte Politik‹ dadurch aus, dass sie die Landkarten der Macht aufdeckt, auf deren Basis diese Konstruktionsprozesse erfolgen und die Form der Beziehungen daraufhin prüft, welche Strukturen von Dominanz und Unterordnung bzw. von ermöglichenden Potenzialen vorfindbar sind (vgl. 1999: 41). Auf diese Weise wird es möglich, sich kritisch mit den

Beziehungen auseinanderzusetzen, durch die bestimmte räumliche und soziale Identitäten geformt werden. Die Tatsache, dass Raum etwas ist, das sich als Produkt von Beziehungen konstituiert und diese Beziehungen selbst wieder in materielle Praktiken eingebettet sind, die ausgeführt werden müssen, macht deutlich, dass Raum sich in einem ständigen Prozess des Werdens, oder besser Gemachtwerdens, befindet. Raum ist demnach nie fertig oder abgeschlossen. Eine kritische Forschungspraxis untersucht deshalb auch, wie durch bestimmte Praktiken versucht wird, spezifische Konstruktionen von Räumen durchzusetzen und aufrecht zu halten. Gleichzeitig ist Raum auch die Sphäre, in der Vielfalt möglich ist; in der mehr als nur eine Stimme und eine Erzählung, sondern mehrere Geschichten nebeneinander existieren können. Gerade weil in dieser Sphäre völlig Unterschiedliches und Widersprüchliches aufeinander trifft, ist Raum immer auch durch ein Moment des Unerwarteten gekennzeichnet und wird damit zu dem Ort, an dem es zur Produktion neuer Geschichten und neuer Bewegungen kommt (ebd.: 28).

Nachdem Massey *Raum-Zeit* als eine Konfiguration der sozialen Beziehungen versteht und diese sozialen Beziehungen Ausdruck und Form von Macht und Bedeutungen sind, ist alles Räumliche als mit Macht und Bedeutungen durchsetzt zu begreifen. Einzelne Menschen und Gruppen sind in diesem komplexen Beziehungsgeflecht in unterschiedlicher Weise positioniert und interpretieren, je nachdem welche Position sie einnehmen, diese Räume auch unterschiedlich. Massey verwendet für diese sich ständig in Bewegung befindlichen Machtrelationen und Bedeutungsstrukturen den Begriff der *Macht-Geometrie*. Darüber hinaus betont sie, dass wir es immer mit einer gleichzeitigen Vielfalt an Räumen zu tun haben, die in unterschiedlicher Beziehung zueinander stehen, sich überschneiden oder zusammenschließen, oder sich in einer antagonistischen Beziehung zueinander befinden können (vgl. Massey 1994: 3). Ein Beispiel, an dem sich die *Macht-Geometrie* gut veranschaulichen lässt, ist die viel diskutierte ›Zeit-Raum-Verdichtung‹, mit der die gegenwärtigen, postmodernen oder spätmodernen Bedingungen gerne charakterisiert werden (vgl. z.B. Harvey 1989).

Dabei wird meist argumentiert, dass es die neuen Formen des globalen Kapitalismus mit immer intensiver werdenden Strömen von Dingen und Menschen rund um den Globus sind, die gravierende Veränderungen bewirken. Demgegenüber betont Massey dass für die verschiedenen Formen, in denen diese neue *Macht-Geometrie* erlebt und wahrgenommen wird, noch andere Faktoren, wie etwa Ethnie und Geschlecht, eine zentrale Rolle spielen (vgl. 1993b: 60f.). Sie weist auf die großen Unterschiede in der Art und Weise der Beziehung zwischen einzelnen Menschen (und sozialen Gruppen) zu diesen globalen Strömen hin. So befinden sich nur wenige in einer Position,

in der sie auf diese Prozesse direkt Einfluss nehmen können (z.B. in Form großer finanzieller Transaktionen und Investitionen, durch die Produktion von Fernsehnachrichten oder Filmen, die weltweit ausgestrahlt werden etc.); andere (wie etwa diejenigen, die in den Business Lounges der großen internationalen Flughäfen anzutreffen sind) können die neuen räumlichen Bedingungen und Strukturen zu ihrem Vorteil nutzen und etwa in einem viel intensiveren Ausmaß internationale Kontakte pflegen und nutzen als zuvor. Dann gibt es aber die vielen Menschen, die sich ebenfalls in einem bislang nicht gekannten Ausmaß in Bewegung befinden, dabei aber über wenig bis gar keine Kontrolle über diese Vorgänge verfügen. Dies sind etwa die vielen Flüchtlinge, die aus politischen und/oder wirtschaftlichen Gründen ihr Ursprungsland verlassen und hoffen, anderswo ein menschenwürdiges Leben führen zu können. Viele überleben die anstrengenden Fußmärsche oder abenteuerlichen Bootsfahrten oft gar nicht, und diejenigen, die es schaffen, landen oft in AsylantenInnenlagern oder müssen mit der ständigen Angst vor einer Abschiebung leben. Ein anderes Beispiel sind etwa auch die im Internet eingerichteten Brautmärkte, mit denen junge Frauen aus Russland oder von den Philippinen weltweit vermittelt werden (vgl. Biemann 2000: 310f.). Schließlich gibt es noch diejenigen, die selbst nicht mobil sind und gewissermaßen auf der AbnehmerInnenseite mit den Globalisierungsprozessen konfrontiert sind – wie etwa die EinwohnerInnen einer österreichischen Kleinstadt, die in den neuen ethnischen Lokalen asiatische Gerichte ausprobieren.

Massey tritt für eine Sichtweise der Verdichtung von Zeit und Raum ein, die stärker auf die verschiedenen sozialen Ausprägungen und das unterschiedliche Ausmaß an Kontrolle, das von den einzelnen Menschen erlebt und praktiziert werden kann, ausgerichtet ist, und die auch die wechselseitigen Auswirkungen, die Mobilitätsprozesse auslösen, mit einbezieht. So können sich bestimmte Formen der Mobilität einzelner Gruppen nachteilig für andere auswirken: Mit jeder Fahrt zum Einkaufszentrum am Stadtrand werden die kleinen Geschäfte und Läden im Wohnbereich geschwächt. Durch die Auslagerung großer, westlicher Produktionsbetriebe in so genannte Billigproduktionsländer kann die minimale Bezahlung der dort Beschäftigten dazu beigetragen, dass sie gerade genug zum Überleben haben, aber viel zu wenig, um z.B. ihre Lebenssituation zu verändern. Auf diese Weise wird die Mobilität dieser Menschen verhindert und sie werden durch die Prozesse der Globalisierung in ihrer Situation geradezu »eingespart«.

Ausgehend von diesen Konzeptionen des Räumlichen liefert Massey auch für die Orte, also für die lokalen Schauplätze, eine Definition, die den gegenwärtigen, globalen Bedingungen gerecht wird. Sie stellt sich damit gegen nostalgische und statische Vorstellungen von Orten

als klar abgegrenzten Räumen, die mit bestimmten, auf eindeutig definierbare, lokale Wurzeln zurückgehenden Identitäten gefüllt sind. Für Massey gilt auch für Orte, was sie für die Konstituierung von Räumen entwickelt hat – die lokalen Schauplätze sind ebenfalls Produkte der sozialen Beziehungen und Interaktionen, die aber nicht auf das Lokale beschränkt sind, sondern immer auch das Globale umfassen. Entsprechend sind auch die Bedeutungen und Identitäten aller spezifischen lokalen Schauplätze nie fixiert, sondern immer vielfältig und umkämpft. Was demnach das Spezifische und Einzigartige eines Ortes ausmacht, ist nicht seine Abgrenzung gegenüber anderen Orten oder eine diesem Ort innewohnende Geschichte, sondern gerade die spezifische Mischung der sozialen Beziehungen und Verbindungen, die von den einzelnen Menschen, aber auch von Institutionen in ganz unterschiedlicher Weise zu dem außerhalb des Lokalen Liegenden bestehen (vgl. Massey 1994: 151f.). Dies können die ständigen Telefon- oder E-mail-Kontakte mit Verwandten und FreundInnen sein, die in den verschiedensten Teilen der Welt leben, das Faible für Hongkong-Filme, auch Handelsbeziehungen, über die südamerikanische Musik in den lokalen Musikladen gelangt, oder die ukrainische Partnerstadt, mit der ein SchülerInnenaustausch gepflegt wird. Die Kombination aus all dem, inklusive der Effekte, die durch das Aufeinandertreffen der verschiedenen Beziehungen auftreten können, macht das Spezifische eines Ortes aus, sowie das, was Massey als »global sense of place« bezeichnet. Dieses komplexe Verständnis lokaler Schauplätze beinhaltet auch, dass diese Orte gleichzeitig immer Arenen eines Kampfes um Bedeutungen sind: Aufgrund der aufeinander prallenden Differenzen gibt es Konflikte; es wird ständig versucht, die Identität eines Ortes zu fixieren, indem er in spezifischer Weise definiert und so bestimmten Beziehungen ein prioritärer Status eingeräumt wird (siehe dazu den Beitrag von O'Connor zu Dance Halls in diesem Band).

GENDER UND RAUM

Immer wieder weist Massey auf die Interdependenzen zwischen Geschlechterverhältnissen und verschiedenen Räumen und Orten hin. Sie führt dies anhand der Unterschiede zwischen Männern und Frauen aus, die sich in der Mobilität und im Zugang zu verschiedenen Räumen zeigen. Die Gründe dafür reichen vom mehr oder weniger expliziten bzw. mit Gewalt durchgesetzten Ausschluss von Frauen aus dem öffentlichen Bereich (wie uns dies als extremes Beispiel unlängst im Afghanistan der Taliban vorgeführt hat) bis zu stärker verdeckten Ausschließungsmechanismen, die etwa in Berufen mit hohem gesellschaftlichem Status, die immer noch von Männern dominiert sind,

zum Tragen kommen. Aber selbst wenn sich beide Geschlechter in denselben Räumen bewegen, machen sie dies nicht in derselben Weise. Kurz gesagt, Frau oder Mann zu sein, bedeutet in verschiedenen Räumen und Orten Unterschiedliches. Räume sind demnach nicht nur geschlechtlich konnotiert, es kommt ihnen auch eine zentrale Rolle dabei zu, wie Geschlecht konstruiert und verstanden wird (vgl. Massey 1994: 179). In der das westliche Denken so bestimmenden Unterscheidung zwischen privat und öffentlich, die mit der Zuordnung von Frauen zum privat-häuslichen und Männern zum öffentlichen Bereich einhergeht, wird dies offensichtlich. Es ist insbesondere feministischen Arbeiten zu danken, gegen eine Naturalisierung dieser die Geschlechterverhältnisse so lange bestimmenden, dualistischen Konstruktion anzukämpfen. So haben sich schon früh Frauen öffentlich gegen die vorherrschende geschlechtlich-räumliche Ordnung gestellt – sei es in Literatur und Kunst, indem diese Fragen direkt zum Thema gemacht wurden¹, oder indem durch Reisen neue Räume betreten² bzw. in der beruflichen Tätigkeit Räume erobert wurden, die bislang Männern vorbehalten waren³. Gegenwärtig wird das Internet als ein Medium gefeiert, das neue Räume für Frauen eröffnet und besonders für die Etablierung von Netzwerken unter Frauen genutzt werden kann (vgl. z.B. Schachtner 2002).

Eine Erweiterung der feministischen Frage nach der Beziehung zwischen Raum und Geschlecht erfolgte durch die Einbeziehung der Perspektive von Lesben und Schwulen. Die ersten kulturgeografischen Studien waren noch von einer Zugangsweise bestimmt, bei der Lesben und Schwule als exotische Randgruppen gesehen wurden, deren spezifische Orte es erst zu entdecken galt. Mehr und mehr wurde dieser von außen kommende, stigmatisierende Blick jedoch abgelöst von Thematisierungen des Verhältnisses Sexualität und Raum, die von Lesben und Schwulen stammen. In der Queer Bewegung, deren Ziel die »Denaturalisierung normativer Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit, die Entkoppelung der Kategorien des Geschlechts und der Sexualität, die Destabilisierung des Binarismus von Hetero- und Homosexualität sowie die Anerkennung eines sexuellen Pluralismus« (Kraß 2003: 18) ist, wird diese Perspektive noch erweitert um Bisexualität, Transgender und Transsexualität – um all diejenigen Sexualitätspraktiken und sexuellen Identitäten, die sich nicht den Regeln einer hetero-patriarchalen Ordnung unterwerfen. Über neue, strategische Allianzen wird die soziale Anerkennung und Akzeptanz der vielfältigen und widersprüchlichen Formen, in denen Sexualitäten gelebt werden können, angestrebt.

Ein erster Blick auf die Räume, in denen sich Lesben, Schwule, Bi- und Transsexuelle sowie Transgendere bewegen, zeigt schnell, dass wir von diesem Ziel noch weit entfernt sind. So gibt es zwar einzelne Orte, die von ihnen definiert und gestaltet werden und als solche auch

erkennbar sind – wie etwa die Gay Communities in San Francisco oder die Lesbencafés in größeren Städten. Aber die meisten Lesben, Schwulen, Bi- und Transsexuellen leben in heterosexuell strukturierten und definierten Räumen, in denen sie ständig mit Diskriminierung und Angriffen zu rechnen haben (vgl. Bell/Valentine 1995: 6f.). Gerade am Beispiel der Sexualitäten, die von der heterosexuellen Norm abweichen, zeigt sich in besonders drastischer Weise, dass Raum nichts Unschuldiges, sondern etwas von Politik und Ideologie Durchtränktes ist, das sich als Praktiken der Kontrolle und der Ausschließung materialisiert. Fragen der Politik von Identität und Raum spielen deshalb in queeren Arbeiten und politischen Aktionen eine zentrale Rolle zu (siehe dazu auch den Beitrag von Scheer in diesem Band sowie Scheers Einleitung zum dritten Teil). So stellen etwa die öffentlichen Pride Parades bzw. die Christopher Street Paraden, die inzwischen in mehreren Großstädten stattfinden, eine Herausforderung für die heteronormative Kultur dieser Städte dar. Allein durch die Tatsache, dass sich bei diesen Paraden queere Körper in heterosexuell normierten Straßen bewegen, werden nach Bell und Valentine die Menschen, die dabei zuschauen, damit konfrontiert, dass der städtische Raum ein heterosexueller und heteronormativer Raum ist, der durch die Präsenz der sonst unsichtbaren Sexualitäten für kurze Zeit zu einem queeren Ort wird (ebd.: 18). Und es wird auch deutlich, dass die Heteronormativität des öffentlichen Raums nicht eine natürliche Tatsache, sondern etwas sozial Hergestelltes ist. Dahinter steht das sexuelle Wertesystem, das in modernen, westlichen Gesellschaften nach Gayle Rubin eine klare Grenzziehung zwischen »gutem« und »schlechtem« Sex zieht und den beiden Polen jeweils spezifische sexuelle Akte an spezifischen Orten zuordnet (vgl. 2003: 39f.). Demnach findet »gute«, als »normal« und »natürlich« eingestufte Sexualität im Idealfall in heterosexuellen, ehelichen, monogamen und auf Reproduktion ausgerichteten Beziehungen zu Hause, also im privaten Bereich, statt, während »schlechter«, »abnormer«, »unnatürlicher« Sex Homosexualität, sexuelle Praktiken mit beliebigen PartnerInnen an öffentlichen Orten (wie z.B. in Parks oder in der Sauna), sowie käufliche Sexualität umfasst. Diese Geografie der Sexualität ist sozial konstruiert und das Ergebnis spezifischer Vorstellungen und Fantasien davon, welche sexuelle Praktiken an welchen Orten ausgeführt werden sollen. Am Beispiel der Fernsehserie »Star Trek« wird dies von Scheer in diesem Band anschaulich illustriert.

DOING SPACE

Wie schon in den vorherigen Ausführungen deutlich geworden ist, werden die Räume und Orte von uns – immer in Wechselwirkung mit

den jeweiligen Machtrelationen – ›gemacht‹ und ›erfunden‹. Es sind immer ganz bestimmte Vorstellungen, die hinsichtlich spezifischer Räume entwickelt werden und diese gerade dadurch konstituieren. Edward Said hat in seinem Buch »Orientalismus« (1981) diesen Mechanismus sehr detailliert beschrieben und aufgezeigt, wie europäische Autoren, Journalisten, Politiker und Kolonialbeamte in ihren Texten über den Orient imperialistische, eurozentrische Diskurse verwendeten, in denen der Orient als das Andere von Europa charakterisiert und auf diese Weise als Produkt einer europäischen Imagination geschaffen wurde. Eine ›imaginative Geografie‹ dieser Art hat zur Folge, dass im kognitiv-imaginären Bereich Grenzziehungen zwischen dem Eigenen und Anderen vorgenommen werden, die sich in der Konstruktion geografischer Räume niederschlagen (vgl. auch Morin 2004: 239).

Noch stärker betont wird die Tatsache, dass Raum etwas Gemachtes ist, von Gillian Rose, die unter Rückgriff auf Butlers Konzept der Performativität geschlechtlicher Identität, von ›doing space‹ oder ›performing space‹ spricht (vgl. 1999). Sie konzipiert Raum als eine Art Matrix dynamischer und sich wiederholender Beziehungen zwischen einem Selbst und einem Anderen, wobei es sich bei diesen Selbst-Andere-Beziehungen nicht um Interaktionen zwischen zwei bereits existierenden AkteurInnen handelt, sondern diese durch die wiederholten Aktionen erst konstituiert werden. In diesem Prozess werden intelligible Körper produziert, die als männlich und weiblich gelten und eine gewisse Kohärenz von Geschlecht, Sexualität und kulturellen Praktiken herstellen und aufrecht halten. In diesem Sinn ist Raum nach Rose die performative Inszenierung von Macht und Ausdruck spezifischer regulativer Normen und Praktiken, zu der wir alle durch die Art und Weise, in der wir unsere eigenen Beziehungen im Alltag leben, beitragen. In ihrem Anliegen, sich kritisch mit diesen räumlichen Machtkonfigurationen auseinanderzusetzen, verfolgt Rose nicht das Ziel, diesen Machtbeziehungen zu entkommen, was, folgt man Foucaults Machtverständnis, dass Macht überall ist, ohnehin ein unmögliches Unterfangen wäre. Vielmehr geht es ihr darum, diese Machtkonstellationen in spezifischen Kontexten neu zu ordnen.

DER KÖRPER ALS KLEINSTER RAUM

Wie diese Beziehungen zwischen Körpern und spezifischen Orten gelebt werden, welche Körper welche Räume einnehmen und kreieren und gerade dadurch selbst konstituiert werden, ist also eine höchst politische Angelegenheit. Wenn wir Genauerer darüber erfahren wollen, gilt es, sich dem Ort zuzuwenden, den Adrienne Rich als »the geography closest in – the body« (1986: 212) bezeichnet. In den letzten

zehn bis 15 Jahren hat es vor allem in Zusammenhang mit poststrukturalistischen und feministischen Theorien einen richtiggehenden Boom an Arbeiten zum Körper gegeben. Und zwar einerseits als Effekt der Kritik an den für das moderne Denken bestimmenden binären Oppositionen, in der auch die Privilegierung des Geistigen gegenüber dem Körper im Geist/Körper-Dualismus problematisiert wurde. Die Verknüpfung des Rational-Geistigen mit dem Männlichen und des Körperlichen mit dem Weiblichen, sowie die damit assoziierte Beeinträchtigung der geistigen Leistungen durch die mit dem Körperlichen verbundenen Aspekte des Lebens wurde genauso kritisiert wie die Tatsache, dass in den Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften mentale Prozesse im Mittelpunkt standen, die Tatsache dagegen, dass soziales Leben immer auch eine körperliche Dimension beinhaltet, nur selten thematisiert wurde (vgl. auch Hubbard et al. 2002: 97f.; Shildrick/Price 1999). Mit der Infragestellung dieser Dichotomie rückte der Körper selbst ins Zentrum wissenschaftlichen Interesses.

Ein zweiter Grund für die wissenschaftliche Hinwendung zum Körper hängt mit der für den Poststrukturalismus charakteristischen Abkehr von essenzialistischen Vorstellungen zusammen. Eine essenzialistische Sichtweise geht von wesensmäßig verankerten sozialen Identitäten und natürlich gegebenen Körpern aus. Körper gelten als materielle, biologische Einheiten, wobei bestimmten Körpern bestimmte Fähigkeiten zugeschrieben werden, die wiederum mit spezifischen sozialen Positionen verknüpft sind. So erscheinen Frauen aufgrund ihrer Gebärfähigkeit als »natürlicherweise« für die Betreuung der Kinder und des gesamten häuslichen Bereiches zuständig, und schwarze Körper wie Menschen aus niedrigen sozialen Schichten werden völlig auf ihre Körperlichkeit reduziert. Die katastrophalen Folgen einer Identitätspolitik, die auf der Basis eines derartigen Denkschemas praktiziert wurde, zeigt die nationalsozialistische Rassenideologie, die eine »Körpertheorie« beinhaltete, auf deren Basis ausgewählte Körper als nicht lebenswert eingestuft und vernichtet wurden.

Im Poststrukturalismus wird nun die kulturelle Konstruktion von Körpern in den Mittelpunkt gerückt, wobei den verschiedenen theoretischen Entwicklungen (von Diskurstheorien, Dekonstruktion, den Konzeptionen Michel Foucaults bis zu Judith Butlers Theorie der Performativität) gemeinsam ist, dass sie diese »natürlichen« Körper als Produkte kultureller Zuschreibungen, Normierungen und Einschreibungen aufdecken. Was als biologische Gegebenheit erschien (wie z.B. das biologische und soziale Geschlecht), wird nun als Effekt von Machtrelationen und hegemonialen Diskursen beschrieben. Konkret spricht Butler von einem Prozess der Materialisierung, in dem regulierende Normen unentwegt wiederholt bzw. zitiert werden und damit spezifische Körper hervorbringen (vgl. 1995: 31f.). Butler illustriert dies anhand des mit der ärztlichen Bezeichnung beginnenden Wech-

sels eines Kleinkindes von einem ›es‹ zu einer ›sie‹ oder einem ›er‹, und weist darauf hin, dass durch diese Bezeichnung ein Mädchen ›mädchenhaft gemacht‹ (bzw. ein Junge ›jungenhaft gemacht‹) wird und einem Platz in der kulturellen Matrix des sozialen Geschlechts zugewiesen wird (vgl. ebd.: 29). Im Anschluss an diese begründende Anrufung des Geschlechts wird diese Benennungspraxis von den verschiedensten Autoritäten ständig wiederholt und erzielt damit naturalisierte Wirkung. Im Zuge dieses Prozesses werden Grenzen gezogen zwischen den Menschen, deren Geschlecht eindeutig identifizierbar ist und denjenigen, bei denen dies nicht der Fall ist. Letzere sind dann Wesen, die in dieser Matrix undenkbbare Positionen einnehmen und damit auch hinsichtlich ihres Menschseins selbst in Frage gestellt werden. Den Ausgeschlossenen kommt dabei die Funktion zu, das ›Normale‹ und ›Natürliche‹ zu begrenzen, sie sind dessen konstitutives Außen. Die Herstellung von geschlechtlicher Identität erfolgt also über die Verkörperung von Normen. Wie Butler betont, handelt es sich dabei um eine »zwingende Praxis, eine gewaltsame Erzeugung« (ebd.: 305), die aber dennoch nicht vollständig determiniert ist. Die Ansatzpunkte einer Veränderung und Durchbrechung dieser normierenden Praxis liegen in den Rissen und Instabilitäten, die Bestandteil der konstituierenden Wiederholungen sind, sowie in den Infragestellungen der eingeführten Grenzziehungen durch die ausgeschlossenen Körper (wie dies etwa bei den Love Parades der Fall ist).

Für eine genauere Untersuchung der Wechselwirkungen von Körper und Raum ergibt sich aus diesen Konzeptionen eine Fülle an konkreten Fragen. Ich möchte hier nur einige kurz anreißen. In welchen Räumen werden welche Körper als ›normal‹ und ›natürlich‹ wahrgenommen und damit als sozial akzeptierte Körper konstituiert? Was passiert mit den ›anderen‹ Körpern? Welche Körper gelten wo als am ›falschen Ort‹ platziert und wie wird damit umgegangen? Welche Benennungs- und Ausschlusspraktiken werden an welchen Orten und in welchen Räumen eingesetzt und welche Diskurse, Fantasien und Machtrelationen werden dabei wirksam und reproduzieren gleichzeitig sich selbst als auch die dazu gehörigen Körper? Durch welche Verbindungen zu anderen Diskursen werden spezifische raum-körperliche Praktiken gestützt oder auch untergraben? Solche Fragen verdeutlichen zugleich, dass Körper, genauso wie Räume und spezifische Schauplätze, umkämpfte Orte sind und dass es komplizierte Gewebe aus sozialen und räumlichen Beziehungen sind, durch die auf der Basis verkörperlichter Praktiken, die an bestimmten Orten stattfinden, sowohl Räume und Orte wie auch Körper konstituiert werden (vgl. Nast/Pile 1998: 4f.).

DER »ANDERE« SCHAUPLATZ

In der Auseinandersetzung mit Körpern und Räumen sollten die unbewussten Prozesse, die in den sozio-räumlichen und körperlichen Praktiken zum Tragen kommen, nicht vergessen werden. Denn immer wenn es um Raum geht, sind auch Gefühle und Fantasien involviert. Dies wird besonders dann deutlich, wenn ein psychisch besetzter Raum von Personen, die als »Andere« gesehen werden, in Anspruch genommen wird. Wenn z.B. die BewohnerInnen eines Stadtteils oder einer Gemeinde der Meinung sind, dass zu viele »Fremde« in »ihrem« Raum mit sozialen Praktiken agieren, die von den als »normal« und »natürlich« geltenden abweichen; oder wenn die Art, in der sich eine Person mit ihren spezifischen körperlichen Praktiken in bestimmten Räumen bewegt, als eine Bedrohung der vorherrschenden sozio-räumlichen Ordnung angesehen wird. (Der Film »Boys Don't Cry«, in dem die Geschichte eines/einer Transsexuellen wiedergegeben wird, führt dies eindringlich vor. Siehe dazu auch den Beitrag von Jahn-Sudmann in diesem Band.) Oder wenn, wie im Fall des 11. September, ausgewählte Orte durch die terroristischen Angriffe zerstört und beschädigt werden und dies von vielen US-AmerikanerInnen auf einer unbewussten Ebene wie eine persönliche Verletzung, wie ein Angriff auf ein psychisch-räumliches Fundament des eigenen Selbst erlebt wurde. Um Effekte dieser Art verstehen zu können, ist es hilfreich, psychoanalytische Konzepte heranzuziehen, da diese den Schwerpunkt gerade auf die komplexen Interaktionen zwischen der innerpsychischen Welt und dem, was außerhalb ist, richten.

Zu den zentralen Einsichten der Psychoanalyse (in ihren verschiedenen Ausprägungen) zählt ja, dass keine absolute und fixe Grenze zwischen dem Selbst und dem Anderen gezogen werden kann und es auch kein vom Anderen völlig getrenntes, autonomes und essenzielles Selbst gibt. Im Gegensatz zum modernen, rationalen Selbstverständnis wird das Selbst als Produkt dynamischer, vor allem unbewusster Prozesse gesehen. Hier soll nur soweit auf diese psychodynamischen Prozesse eingegangen werden, als es mir notwendig erscheint, um einerseits die psychoanalytische Konzeption von Identität zu verdeutlichen und andererseits verständlich zu machen, welche zusätzlichen Aspekte dieser Zugang für unsere Auseinandersetzung mit Identitätsräumen erbringt. Dazu werden in erster Linie Konzeptionen von Jacques Lacan (die vielfach Radikalisierungen der Freud'schen Entwicklungen darstellen) herangezogen, und zwar in der »anwendungsorientierten« Lesart von Mark Bracher (vgl. 1997a, 1997b, 1998, 1999). Identität beruht nach Lacan auf dem Zusammenwirken von drei psychischen Registern, von ihm als Symbolische Ordnung, Imaginäres und Reales bezeichnet, die auch als drei Komponenten der Identität gesehen werden können: die sprachlich-symbolische, die

körperliche und die von unseren Trieben und unbewussten Fantasien bestimmte Identität. Alle drei sind in spezifischer Weise durch das Andere bzw. durch etwas anderes konstituiert.

In der Symbolischen Ordnung kommt der Sprache eine zentrale Rolle zu, da sie die Begriffe und Konzepte zur Verfügung stellt, mit denen wir die Welt strukturieren und verstehen und auch für uns selbst einen Platz definieren. Nur über die Sprache können wir uns symbolisch konstituieren, indem wir uns einerseits selbst mit Begriffen wie z.B. ›Frau‹, ›Mann‹, ›österreichisch‹, ›StudentIn‹, ›WissenschaftlerIn‹, ›GlobalisierungsgegnerIn‹, ›anti-rassistisch‹, ›schwul‹, ›intelligent‹ etc. identifizieren und andererseits von den anderen mit bestimmten Begriffen identifiziert werden. Eine als gesichert erlebte, symbolische Identität beruht darauf, dass die eigenen Identifikationen (die sich immer als konkrete soziale Praktiken dessen materialisieren, was mit den einzelnen Begriffen assoziiert ist) von den anderen (von peers, gesellschaftlichen Institutionen, Autoritätsfiguren) anerkannt werden. Der Status, den diese Begriffe in je spezifischen sozio-kulturellen Kontexten haben, definiert auch unseren gesellschaftlichen Status – so wird z.B. eine sich stark in Antiglobalisierungsaktionen engagierende Studentin in linken Kreisen höchst angesehen sein, für den durch neoliberale Denken und globalen Kapitalismus bestimmten Mainstream aber als problematische Figur gelten. Soweit entspricht diese Sichtweise den diskurstheoretischen Konzeptionen von Identität (vgl. etwa Butler 1998; Woodward 1997), aber nun kommen einige zusätzliche Aspekte ins Spiel. Die Sprache ist als abstraktes, symbolisches System ein unserem eigentlichen Sein Fremdes, Anderes, spielt aber eine grundlegende Rolle für unser soziales Selbstverständnis. Dies ist eine Form, in der das Andere in unserer symbolischen Identität wirksam wird. Wenn wir sprechen, müssen wir auf diese radikale Andersheit zurückgreifen, glauben gleichzeitig aber, dass darin unser Bewusstsein dessen, wer wir sind und was wir tun, zum Ausdruck kommt. Bei jedem Sprechen schwingt aber immer noch eine zweite Form des Anderen mit, und zwar das Unbewusste, das sich in Form von Fehlleistungen, Versprechern oder darin äußert, dass wir uns selbst bei etwas ertappen, das wir eigentlich gar nicht machen wollten. Was im Alltagsverständnis als unbedeutsam oder Missgeschick abgetan wird, wird in der Psychoanalyse jedoch sehr ernst genommen, da es sich dabei um Elemente des *anderen Schauplatzes*, so Freuds Bezeichnung für das Unbewusste, handelt. Dieser ›andere Schauplatz‹ ist gekennzeichnet durch unsere Triebkräfte und gilt insofern auch als ›Feld der Anderen‹, da dieser Ort mit den Wünschen, Begehren und Fantasien anderer Menschen, die in irgendwelchen Zusammenhängen geäußert wurden, gefüllt ist. Diese Inhalte werden verdrängt und führen auf der Basis einer eigenen Logik eine quasi unabhängige Existenz *in uns*, die sich immer wieder, wie etwa in

den bereits angesprochenen Versprechern oder in ständigen Wiederholungen bestimmter Handlungsmuster, bemerkbar macht (vgl. Fink 1995).

Die zweite Komponente der Identität beinhaltet unser körperliches Ich und unser Gefühl einer körperlichen Einheit und Kohärenz. Dieses körperliche Ich entwickelt sich aus Identifikationen mit Körperbildern (wobei dies das eigene Spiegelbild sein kann, aber auch andere, im eigenen Lebensumfeld, in den Medien etc. gesehene Körper), die internalisiert werden. All diese Bilder befinden sich außerhalb des Subjektes, sind also wieder etwas vom Subjekt Getrenntes, anderes, das zur Grundlage unseres eigenen Körpergefühls wird. Für das körperliche Ich spielt neben der visuellen auch die physische Umgebung eine zentrale Rolle. Bestimmte Räume und visuelle Formen können als bedrohlich, andere wieder als sicher und beschützend erlebt werden. Wir sind also ständig damit beschäftigt, unsere Umgebung daraufhin zu prüfen, ob und in welcher Weise sie unser körperliches Ich unterstützt, sichert oder bedroht. Andere Körper können dabei ebenfalls entweder versichernd oder bedrohlich wirken. So führt Bracher z.B. die Begeisterung für Sportveranstaltungen oder Ballettaufführungen u.a. darauf zurück, dass die Beobachtung solch perfekt koordinierter, anmutiger oder auch Kraft und Stärke zum Ausdruck bringenden Bewegungen die ZuschauerInnen stellvertretend an diesem Gefühl höchster körperlicher Einheit und Körperbeherrschung teilhaben lässt (vgl. 1998: 13). Häufig kommen die Körper von SportlerInnen oder TänzerInnen den idealen Körperbildern, die die jeweiligen Kulturen produzieren, recht nahe. Damit wird ein zusätzlicher Punkt angesprochen, der für unser Körperich wichtig ist, nämlich wie das eigene Körperbild in Relation zu den kulturellen Idealbildern wahrgenommen wird und in welcher Weise die körperliche Identität praktiziert und inszeniert wird. Letzteres erfolgt durch die kulturellen Praktiken, derer sich die Menschen bedienen können, um ihre Körper nach spezifischen Vorstellungen herzurichten – angefangen von Kleidung und Frisur bis zu Bodybuilding, Schlankheitskuren, Schönheitsoperationen, Piercings und Tätowierungen –, oder ihre Umgebung (durch die Wahl des Wohnortes, die Dekoration von Wohn- und Arbeitsplatz) zu gestalten.

Die dritte Identitätskomponente ist bestimmt von der Wirkweise unserer Triebe, unserem unbewussten Begehren, unseren unbewussten Fantasien und unseren unbewussten Formen des Genießens. Hier sind auch all die Spannungen angesiedelt, die sich aus der Tatsache ergeben, dass wir im Zuge des Enkulturations- oder Zivilisationsprozesses (oder anders gesagt, durch den Eintritt in die Symbolische Ordnung) einige unserer Wünsche und Formen des Genießens aufgeben mussten, diese aber trotzdem noch in uns existieren. Wenn etwa, wie Bracher ausführt, ein Mann der in den meisten westlichen

Gesellschaften noch immer vorherrschenden Definition von Männlichkeit als Ausdruck von Stärke, Aktivität, Selbstbehauptung etc. entsprechen will, verlangt dies von ihm, all das aufzugeben, das dem entgegensteht, wie z.B. ein Vergnügen an Passivität (vgl. ebd.: 13). Einerseits streben wir aber unbewusst immer noch nach diesen Formen des Genießens (und finden es oft in sublimierten und damit sozial akzeptierten Verhaltensweisen), andererseits werden sie von uns abgelehnt und verabscheut, da sie eine Bedrohung unserer symbolischen Identität darstellen. Sie stellen die uns fremd gewordenen, verdrängten Teile unseres Selbst dar. Nur wenn wir die Existenz dieses ›Fremde in uns selbst‹ (vgl. Kristeva 1990), unsere unbewussten Formen des Begehrens und Genießens akzeptieren, brauchen wir dies nicht auf andere Menschen oder soziale Gruppen projizieren und dies dann bei ihnen bekämpfen, wie dies z.B. bei Rassismus der Fall ist. Žižek präsentiert dies sehr anschaulich, wenn er ausführt, dass das, was uns wirklich an solchen negativ bewerteten Anderen stört, genau deren spezifische Form des Genießens ist – wie das Essen dieser Anderen riecht, wie laut ihre Musik ist, wie seltsam sie sich verhalten, etc., und er weist darauf hin, dass wir zusätzlich gerade durch unsere Fantasien über diese Formen des Genießens der Anderen selbst auch eine gewisse Befriedigung erfahren, weil es dieses von uns so negativ bewertete, ›andere‹ Genießen ist, das unseren eigenen, uns nicht direkt zugänglichen, verdrängten Formen des Genießens eine Gestalt verleiht (vgl. 1993: 203f.).

Anhand einer kulturgeografischen Studie von Heidi Nast (2000) möchte ich einen Einblick geben, wie eine psychoanalytische Zugangsweise das Verständnis spezifischer kultureller Phänomene vertiefen kann und gleichzeitig auch deutlich machen, welche Konsequenzen sich aus diesen Einsichten für soziale, kulturelle oder politische Interventionen ergeben, mit denen eine Verringerung sozialer Ungerechtigkeiten bewirkt werden sollen. Nast beschreibt in sehr überzeugender Weise die Praktiken der Rassentrennung in den USA und die damit verbundene Marginalisierung und Abwertung von Schwarzen als Resultat einer Wechselwirkung von kolonialer, weißer Gewalt und unbewussten, ödipalen Familienstrukturen. Sie illustriert dies anhand der Art und Weise, wie auf US-amerikanischen Plantagen mit SklavInnen umgegangen wurde (vgl. ebd.: 224f.). Konstitutiv für die Sklaverei waren sozio-räumliche Praktiken, in denen die Körper der weiblichen und der männlichen Sklaven an unterschiedlichen Orten platziert wurden. So wurden die schwarzen Frauen zwar auch als Arbeitskräfte auf dem Feld eingesetzt, mehr noch aber für die Betreuung der Kinder der weißen Herrschaftsfamilie (und repräsentierten damit die so genannten Mammies, die für viele weiße Kinder das erste Liebesobjekt darstellten). Und sie galten als leicht zugängliche Sexualobjekte für die weißen Männer. Schwarze Frauen waren

deshalb der weißen Familie auch räumlich sehr nahe. Der schwarze Mann dagegen wurde von der weißen Familie, aber auch von der schwarzen Frau auf Distanz gehalten (so war es Sklavenpaaren kaum möglich, zusammenzuleben). Gleichzeitig wurde der schwarze Mann infantilisiert, indem er als »son« oder »boy« angesprochen wurde, er aber umgekehrt jedes weiße, männliche Mitglied, unabhängig von seinem Alter (also auch Kinder) mit »mister« oder »master« adressieren musste. Dem schwarzen Mann wurde eine symbolische Position zugeschrieben, die es ihm unmöglich machte, unabhängig und selbständig zu werden, indem ihm kein Anspruch auf die eigenen Kinder oder auf einen ökonomischen Gegenwert seiner Arbeit zuerkannt wurde. Gestützt wurden diese Praktiken von der psychischen Struktur der weißen, heteronormativen Familie mit Vater, Mutter und Sohn, in der die Bedrohung durch Inzest auf den schwarzen Sohn projiziert wurde.

Mit der Befreiung der SklavInnen nach dem Bürgerkrieg fand diese Herrschaft über Schwarze formal ein Ende und entzog den Weißen damit auch die Grundlage ihrer rassistischen Praktiken. Nast führt jedoch vor, dass in der Folge Schwarze durch neue sozio-räumliche Praktiken kontrolliert wurden, die von unbewussten Fantasien und Projektionen getragen waren. Sowohl die Segregationspraktiken – mit getrennten Wohnvierteln, Bussen und Schulen – als auch das Niederbrennen der Häuser von Schwarzen und die Lynchjustiz und Kastration schwarzer Männer sind für Nast Ausdruck unbewusster Ängste der Weißen (vgl. ebd.: 226f.). Diese Ängste hängen ihrer Meinung nach damit zusammen, dass nun die Entwicklung einer Form schwarzer Männlichkeit möglich war, die mit der psychischen Rolle, die die schwarzen »Söhne« historisch zugeschrieben bekommen hatten, nämlich die Bedrohung durch Inzest zu verkörpern, nicht vereinbar war. In Zeiten der Sklaverei wurde die Gefahr des Inzests auf den schwarzen Sohn übertragen, der damit als Gegenpol zur Konstruktion des »Weißen-als-Zivilisation« fungierte. Unbewusst wird in der Folge der freie schwarze Mann weiterhin als inzestuöser Sohn gesehen, der die weiße ödipale Familie bedroht und deshalb von ihr ferngehalten werden und im Fall eines vermuteten sexuellen Kontaktes zu einer weißen Frau vom weißen Vater (repräsentiert durch den Ku-Klux-Klan) kastriert bzw. getötet werden muss. Die Aufhebung der Rassentrennungsgesetze in den USA führte, so Nast, zu einer erneuten psychischen Krise, die darin resultierte, dass Kriminalität in den US-amerikanischen Städten mit Schwarzsein gleichgesetzt wurde und schwarze Männer als Vergewaltiger von weißen Frauen gesehen wurden. Dieser symbolischen Positionierung des schwarzen Mannes liegt dieselbe Vorstellung zugrunde, die die Rassenverhältnisse seit der Zeit der Sklaverei bestimmten – der schwarze Sohn, der die weiße ödipale Familie bedroht. Im Unterschied zu den illegalen Praktiken des Ku-

Klux-Klans werden in den USA der 50er Jahre aber legale, institutionalisierte Formen der Kontrolle schwarzer Körper praktiziert, indem Schwarze aus für Weiße zentrale Wohngegenden systematisch ausgesiedelt und vertrieben wurden, wie dies Nast am Beispiel von ›Stadt-erneuerungsprojekten‹ in Chicago vorführt (vgl. ebd.: 231f.).

Was an diesem Beispiel deutlich und von Nast auch explizit angesprochen wird, ist die Tatsache, dass eine Überwindung rassistischer Praktiken durch formale Akte alleine, wie z.B. durch Gesetze, mit denen diese unterbunden und geahndet werden, nicht erfolgen kann. Dadurch werden die diesen Praktiken zugrunde liegenden, unbewussten Ängste nicht beseitigt, sondern finden nur andere Wege und Ausdrucksformen. Was notwendig ist, ist eine Veränderung auf der unbewussten Ebene. In einem ersten Schritt ist so etwas Ähnliches gefragt wie das, das Heidi Nast gemacht hat – nämlich herauszuarbeiten, wie das Unbewusste jeweils gerade im Dienste bestimmter Interessen und in Wechselwirkung mit spezifischen sozio-räumlichen Praktiken Rassismus produziert. In einem zweiten Schritt geht es dann darum, sich kulturelle Formen zu überlegen, mit denen diese unbewussten Prozesse bewusst gemacht werden können (wie etwa durch die Diskussion ausgewählter Medienbeispiele), was wiederum dabei helfen sollte, die eigenen unbewussten Impulse anzuerkennen, so dass sie nicht mehr auf andere projiziert werden müssen (vgl. dazu auch Bracher 1997a, 1997b, 1998, 1999).

Nasts Arbeit illustriert einen zusätzlichen Punkt, der zwar von ihr nicht explizit aufgegriffen wird, auf den jedoch Žižek immer wieder hinweist – dass nämlich das Unbewusste »draußen, nicht verborgen in unvordenklichen Tiefen« (1997: 13) ist. Dieses Unbewusste zeigt sich unter anderem, und für unsere Diskussion bedeutend, in den verschiedenen sozio-räumlichen Praktiken, angefangen von den Handlungen der Menschen bis zur architektonischen Gestaltung von Raum. Daraus ergibt sich eine Schwerpunktverschiebung bei ideologiekritischen Arbeiten, da es nun nicht mehr darum geht, Verborgenes aus dem Untergrund hervorzubringen, sondern wir unsere Aufmerksamkeit auf das lenken sollten, das ohnehin direkt vor unseren Augen ist, dem wir aber, ähnlich den Versprechern und Fehlleistungen, meist zuwenig Aufmerksamkeit schenken.

Was können wir nun daraus für die Medienforschung lernen? Zum einen, dass eine kritische Analyse medialer Repräsentationen aus mehreren Gründen wichtig, aber alleine nicht ausreichend ist. Wir bekommen auf diese Weise einen Einblick, welche verschiedenen Identitätspositionen in der Symbolischen Ordnung verfügbar sind und welchen sozio-kulturellen Status diese einnehmen. Welche Formen von Weiblichkeit und Männlichkeit werden z.B. als erfolgreich und erstrebenswert dargestellt, welchen sozialen Praktiken wird hohe gesellschaftliche Akzeptanz zugeschrieben? Für die Ebene des Imaginä-

ren, in dem unser körperliches Ich angesiedelt ist, sind Medien insofern von großer Bedeutung, da sie uns vermitteln, welche Körper unter bestimmten historischen Bedingungen als ideale Körper gelten und welche abgewertet und marginalisiert werden. Medienkritik sollte mit der Forderung verbunden werden, dass nicht nur wenige symbolische Identitätspositionen, und diese vor allem auch nicht in einer restriktiven, vieles ausschließenden Weise als Idealbilder repräsentiert werden, sondern eine Vielfalt möglicher Identitäten in positiver Weise in den Medien vorkommen sollten. Dieselbe Forderung sollte auch bezüglich der repräsentierten Körper gestellt werden – auch hier sollten die Medien von vielen verschiedenen Körpern und körperbezogenen Praktiken bevölkert sein und damit eine große Auswahl an Identifikationsmöglichkeiten bereitstellen. Dies hätte langfristig auch einen anderen, höchst bedeutsamen Nebeneffekt: Gibt es keine sozialen Identitäten und körperlichen Praktiken mehr, die als inferior bewertet werden, werden immer mehr Identitätspositionen sozial akzeptiert und es wird auch schwieriger, »passende« Objekte für die Projektion eigener innerer Konflikte zu finden. Gleichzeitig ist es aber wichtig, zur Kenntnis zu nehmen, dass die Korrektur einseitiger, negativer Mediendarstellungen spezifischer Gruppen zwar ein notwendiger Schritt ist, der aber gleichzeitig wohlüberlegt gesetzt werden soll. Denn die Fokussierung auf die Aufwertung dieser sozialen Identität kann selbst wieder neue Probleme auslösen, da dies eine Form von Identitätspolitik ist, in der diese spezifische soziale Identität im Mittelpunkt steht, damit gleichzeitig wieder festgeschrieben wird und so die Entwicklung neuer Identitätspositionen erschwert. Zudem lehrt uns die Psychoanalyse, dass eine Veränderung symbolischer Repräsentationen noch nicht ausreicht, um etwa Praktiken der Diskriminierung und Ausschließung aufzuheben und eine größere Offenheit gegenüber dem Anderen zu bewirken. Deshalb sollte immer auch versucht werden, die Wirkweise unbewusster Prozesse mit einzubeziehen: Wer begehrt und genießt, was wird begehrt und genossen, was wird abgewertet und was sind die Folgen davon? Und dasselbe sollte sich auch auf die Erforschung unseres eigenen Anderen, Fremden erstrecken, das in unserem unbewussten Begehren, unseren unbewussten Formen des Genießens und unseren unbewussten Fantasien zum Ausdruck kommt. Gerade für Letzteres eignen sich Medien sehr gut, weil diese uns immer wieder, und für uns oft überraschend und unerwartet, mit unseren unbewussten Impulsen, Ängsten und Fantasien konfrontieren (siehe dazu auch jagodzinski in diesem Band). Insofern gibt es keine »sicheren« Medienräume, da bei jeder Medienrezeption die Möglichkeit besteht, mit dem Anderen in uns konfrontiert zu werden.

DER »DRITTE« RAUM

Zum Abschluss möchte ich unter Rückgriff auf die Metapher des »dritten« Raums die Perspektiven einer stärkeren wissenschaftlichen Einbeziehung des Räumlichen zusammenfassen. Edward Soja setzt das als »spatial turn« charakterisierte theoretische Interesse am Raum dem Aufkommen der Perspektive eines dritten Raums gleich (vgl. 1999). Dies bedeutet für ihn, dass zum einen zusätzlich zur historischen und sozial-gesellschaftlichen Seite als den beiden Dimensionen, von denen bislang angenommen wurde, dass sie für das menschliche Sein bestimmend seien, der Raum als dritte, genauso wichtige Dimension dazu kommt. Soja spricht von einer Trialektik des Seins, die gekennzeichnet ist durch das komplexe Zusammenspiel von Historizität, Sozialität und Räumlichkeit. Demnach sollten sowohl in praktischer als auch in theoretischer Hinsicht alle drei Aspekte aufeinander bezogen bzw. gemeinsam untersucht werden und es sollte als selbstverständlich gelten, bei Diskussionen über jegliche Aspekte der Welt neben den historischen und sozialen Dimensionen auch die immer mit involvierte räumliche Dimension einzubeziehen. Zum anderen ist damit eine Weiterentwicklung der Sichtweise von Raum verbunden, die bislang bestimmend war und von Soja als eine Kombination von Epistemologien des »ersten« und »zweiten« Raumes charakterisiert wird.

Mit dem »ersten« Raum ist der materielle, erfahrbare Raum gemeint inklusive all der Prozesse, die dabei mitwirken, dass sich spezifische Räumlichkeiten herausbilden. Der »zweite« Raum bezieht sich auf die Art und Weise, wie wir über Raum denken und schreiben und umfasst damit die mentalen Vorstellungen des Räumlichen. Dabei dominieren immer noch Konzeptionen des Räumlichen, die mit Dualismen wie materiell/mental, objektiv/subjektiv oder real/vorgestellt, imaginär oder fiktional arbeiten. Mit der Perspektive des »dritten« Raums wird diese binäre Logik kritisiert und in Frage gestellt. Soja übernimmt hier einerseits das Argument von Henri Lefebvre, einem für die Kulturgeografie sehr einflussreichen Theoretiker, wonach Dualismen dem tatsächlich gelebten Raum nicht gerecht werden können (vgl. 1991), und andererseits die postmoderne, poststrukturalistische, feministische und postkoloniale Kritik an der binären Logik des Denkens der Moderne und spricht von einem »Thirthing-as-Othering«, der Einführung einer dritten, diese Dualismen durchbrechenden Perspektive, mit der komplexere und den Spezifika des Räumlichen angemessenere Konzeptionen entwickelt werden können. Er skizziert hier eine intellektuelle Herausforderung, die darin besteht, die uns zur Verfügung stehenden Konzepte ständig weiterzuentwickeln, um ein komplexeres Verständnis des Räumlichen zu ermöglichen und gleichzeitig neue Räume zu eröffnen. Dies ist vor allem in politischer Hinsicht von

großer Relevanz, bedeutet es doch eine Verschiebung von so fix und stabil erscheinenden Kategorien wie Zentrum und Peripherie, drinnen und draußen etc. hin zu ganz neuen Räumen, die durch Hybridität, Mobilität und die Gleichzeitigkeit verschiedenster Aspekte gekennzeichnet sind und damit so etwas wie ein ›Sowohl-als-auch‹ anstelle des ›Entweder-oder‹ repräsentieren.

Für die in diesem Beitrag nahe gelegte Perspektive, Medien als Identitätsräume zu sehen, bedeutet dieses neue, kritische, räumliche Bewusstsein neben der ständigen Suche nach geeigneten theoretischen Konzeptionen vor allem auch eine Schärfung unserer Aufmerksamkeit dafür, ob sich neue Räume in und mit Medien auftun und welcher Art diese Räume sind. Können mithilfe dieser Räume, wie Homi Bhabha fragt: »Strategien – individueller oder gemeinschaftlicher – Selbstheit ausgearbeitet werden [...], die [...] zu neuen Zeichen der Identität sowie zu innovativen Orten der Zusammenarbeit und des Widerstreits führen?« (2000: 2).

ANMERKUNGEN

1 Das bekannteste Beispiel dafür ist wohl Virginia Woolfs »Ein eigenes Zimmer« (1992).

2 So unternahm etwa die Hamburgerin Sophie Döhner 1893 alleine eine Weltreise, die sie über Nordamerika, Mexiko und einige pazifische Inseln weiter nach Japan, China und Ägypten führte (vgl. Siebert 1998: 116).

3 Die Physikerin Marie Curie repräsentiert eine der ersten Frauen, deren naturwissenschaftliche Arbeiten öffentliche Anerkennung erfuhren.

LITERATUR

- Althusser, Louis (1977): *Ideologie und ideologische Staatsapparate*, Hamburg/Westberlin: VSA.
- Angus, Ian (1998): »The materiality of expression: Harold Innis' communication theory and the discursive turn in the human sciences«. In: *Canadian Journal of Communication* 23, S. 9-30.
- Baacke, Dieter/Sander, Uwe/Vollbrecht, Ralf (1990): *Lebenswelten sind Medienwelten*, Opladen: Leske + Budrich.
- Barck, Karlheinz (Hg.) (1997): *Harold A. Innis – Kreuzwege der Kommunikation. Ausgewählte Texte*, Wien/New York: Springer.
- Becker, Barbara (2000): »Cyborgs, Robots und ›Transhumanisten‹ – Anmerkungen über die Widerständigkeit eigener und fremder

- Materialität«. In: Barbara Becker/Irmela Schneider (Hg.), *Was vom Körper übrig bleibt: Körperlichkeit – Identität – Medien*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 41-69.
- Becker, Barbara/Schneider, Irmela (Hg.) (2000): *Was vom Körper übrig bleibt: Körperlichkeit – Identität – Medien*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Bell, David/Valentine, Gill (1995): »Introduction: Orientations«. In: David Bell/Gill Valentine (Hg.), *Mapping Desire: Geographies of Sexualities*, London/New York: Routledge, S. 1-27.
- Bell, David/Valentine, Gill (1995): *Mapping Desire: Geographies of Sexualities*, London/New York: Routledge.
- Belsey, Catherine (2002): *Poststructuralism: A Very Short Introduction*, Oxford: Oxford University Press.
- Benko, Georges/Strohmayer, Ulf (Hg.) (1997): *Space and Social Theory: Interpreting Modernity and Postmodernity*, Oxford/Malden: Blackwell Publishers.
- Bhabha, Homi K. (2000): *Die Verortung der Kultur*, Tübingen: Stauffenburg.
- Biemann, Ursula (2000): *Been There and back to Nowhere. Geschlecht in transnationalen Orten. Gender in transnational Spaces Postproduction Documents 1988-2000*, Berlin: b_books.
- Bird, Jon/Curtis, Barry/Putnam, Tim/Robertson, George/Tickner, Lisa (Hg.) (1993): *Mapping the Futures: Local Cultures, Global Changes*, London/New York: Routledge.
- Bracher, Mark (1997a): »Always Psychoanalyze! Historicism and the Psychoanalysis of Culture & Society«. In: *Journal for the Psychoanalysis of Culture & Society* 2, S. 1-16.
- Bracher, Mark (1997b): »Psychoanalysis and Racism«. In: *Journal for the Psychoanalysis of Culture & Society* 2, S. 1-10.
- Bracher, Mark (1998): »Valuing Differences in Order to Make a Difference: Psychoanalytic Theory and the Practice of Violence Prevention«. In: *Journal for the Psychoanalysis of Culture & Society* 3, S. 1-24.
- Bracher, Mark (1999): *The Writing Cure: Psychoanalysis, Composition, and the Aims of Education*, Carbondale/Edwardsville: Southern Illinois University Press.
- Butler, Judith (1995): *Körper von Gewicht: Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Berlin: Berlin Verlag.
- Butler, Judith (1998): *Haß spricht: Zur Politik des Performativen*, Berlin: Berlin Verlag.
- Buxton, William J. (2001): »The bias against communication: on the neglect and non-publication of the ›incomplete and unrevised manuscript‹ of Harold Adams Innis (History of Communications)«. In: *Canadian Journal of Communication* 26, S. 211-230.

- Callard, Felicity (2004): »Doreen Massey«. In: Phil Hubbard et al. (Hg.), *Key Thinkers on Space and Place*, London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage, S. 219-225.
- Duncan, James S./Johnson, Nuala C./Schein, Richard H. (2004): »Introduction«. In: James S. Duncan et al. (Hg.), *A Companion to Cultural Geography*, Malden/Oxford/Carlton: Blackwell, S. 1-8.
- Duncan, James S./Johnson, Nuala C./Schein, Richard H. (Hg.) (2004): *A Companion to Cultural Geography*, Malden/Oxford/Carlton: Blackwell.
- Evans, Dylan (2002): *Wörterbuch der Lacanschen Psychoanalyse* (aus dem Englischen von Gabriella Burkhart), Wien: Turia+Kant.
- Fink, Bruce (1995): *The Lacanian Subject: Between Language and Jouissance*, Princeton: Princeton University Press.
- Frost, Catherine (2003): »How Prometheus is bound: Applying the Innis method of communications analysis to the Internet«. In: *Canadian Journal of Communication* 28, S. 9-24.
- Funken, Christiane (2000): »Körpertext oder Textkörper – Zur vermeintlichen Neutralisierung geschlechtlicher Körperinszenierungen im elektronischen Netz«. In: Barbara Becker/Irmela Schneider (Hg.), *Was vom Körper übrig bleibt: Körperlichkeit – Identität – Medien*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 103-129.
- Gillespie, Andrew/Robins, Vevin (1989): »Geographical Inequalities: The Spatial Bias of the New Communication Technologies«. In: *Journal of Communication* 39, S. 7-18.
- Gräf, Peter (1992): »Wandel von Kommunikationsräumen durch neue Informations- und Kommunikationstechnologien«. In: Walter Hömberg/Michael Schmolke (Hg.), *Zeit, Raum, Kommunikation*, München: Ölschläger, S. 371-386.
- Grosz, Elisabeth (1995): *Space, Time, and Perversion: Essays on the Politics of Bodies*, New York/London: Routledge.
- Haraway, Donna (1995): »Ein Manifest für Cyborgs: Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften«. In: Donna Haraway, *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 33-72.
- Haraway, Donna (1995): *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Harding, Sandra (1990): *Feministische Wissenschaftstheorie: Zum Verhältnis von Wissenschaft sozialem Geschlecht*, Hamburg: Argument.
- Harvey, David (1989): *The Condition of Postmodernity*, Oxford: Blackwell.
- Hekman, Susan (1990): *Gender and Knowledge: Elements of a Postmodern Feminism*, Cambridge: Polity Press.
- Hömberg, Walter/Schmolke, Michael (Hg.) (1992): *Zeit, Raum, Kommunikation*, München: Ölschläger.

- Hubbard, Phil/Kitchin, Rob/Bartley, Brendan/Fuller, Duncan (Hg.) (2002): *Thinking Geographically: Space, Theory and Contemporary Human Geography*, London/New York: Continuum.
- Hubbard, Phil/Kitchin, Rob/Valentine, Gill (Hg.) (2004): *Key Thinkers on Space and Place*, London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage.
- Innis, Harold A. (1951): *The Bias of Communication*, Toronto: Toronto University Press.
- Innis, Harold A. (1972): *Empire and Communications*, Toronto: Toronto University Press.
- Keith, Michael/Pile, Steve (Hg.) (1993): *Place and the Politics of Identity*, London/New York: Routledge.
- Kleinsteuber, Hans J. (1992): »Zeit und Raum in der Kommunikationstechnik: Harold A. Innis' Theorie des »technologischen Realismus««. In: Walter Hömberg/Michael Schmolke (Hg.), *Zeit, Raum, Kommunikation*, München: Ölschläger, S. 319-336.
- Kraß, Andreas (2003): »Queer Studies – eine Einführung«, in: Andreas Kraß (Hg.), *Queer Denken: Gegen die Ordnung der Sexualität* (Queer Studies), Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 7-28.
- Kraß, Andreas (2003): *Queer Denken: Gegen die Ordnung der Sexualität* (Queer Studies), Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kristeva, Julia (1990): *Fremde sind wir uns selbst*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lefebvre, Henri (1991): *The Production of Space*, Oxford/Cambridge: Blackwell.
- Maier-Rabler, Ursula (1992): »In Sense of Space. Überlegungen zur Operationalisierung des Raumbegriffs für die Kommunikationswissenschaft«. In: Walter Hömberg/Michael Schmolke (Hg.), *Zeit, Raum, Kommunikation*, München: Ölschläger, S. 357-370.
- Massey, Doreen (1993a): »Politics and Space/Time«. In: Michael Keith/Steve Pile (Hg.), *Place and the Politics of Identity*, London/New York: Routledge, S. 141-161.
- Massey, Doreen (1994): *Space, Place, and Gender*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Massey, Doreen (1993b): »Power-Geometry and a Progressive Sense of Place«. In: Jon Bird et al. (Hg.), *Mapping the Futures: Local Cultures, Global Changes*, London/New York: Routledge, S. 59-69.
- Massey, Doreen (1999): *Power-geometries and the Politics of Space-Time* (Hettner-Lecture 1998), Heidelberg: University of Heidelberg.
- Massey, Doreen/Allen, John/Sarre, Philip (Hg.) (1999): *Human Geography Today*, Cambridge/Oxford/Malden: Polity Press.
- McLuhan, Marshall (1995): *The global village – der Weg der Mediengesellschaft in das 21. Jahrhundert*, Paderborn: Junfermann.
- McLuhan, Marshall/Fiore, Quentin (1984): *Das Medium ist Message*, Berlin: Ullstein.

- Meyrowitz, Joshua (1989): *Die Fernsehgesellschaft: Wirklichkeit und Identität im Medienzeitalter*, Weinheim/Basel: Beltz.
- Morin, Karen M. (2004): »Edward W. Said«. In: Phil Hubbard et al. (Hg.), *Key Thinkers on Space and Place*, London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage, S. 237-244.
- Morley, David/Robins, Kevin (1995): *Spaces of Identity: Global Media, Electronic Landscapes and Cultural Boundaries*, London/New York: Routledge.
- Nast, Heidi J./Pile, Steve (1998): »Introduction. MakingPlacesBodies«. In: Heidi J. Nast/Steve Pile (Hg.), *Places Through the Body*, London/New York: Routledge, S. 1-19.
- Heidi J. Nast/Steve Pile (Hg.) (1998): *Places Through the Body*, London/New York: Routledge.
- Nast, Heidi (2000): »Mapping the ›Unconscious‹: Racism and the Oedipal Family«. In: *Annals of the Association of American Geographers* 90, S. 215-255.
- Natter, Wolfgang/Jones, John Paul (1997): »Identity, Space, and other Uncertainties«. In: Georges Benko/Ulf Strohmayer (Hg.), *Space and Social Theory: Interpreting Modernity and Postmodernity*, Oxford/Malden: Blackwell Publishers, S. 141-161.
- Pile, Steve (1996): *The Body and the City: Psychoanalysis, Space, Subjectivity*, London/New York: Routledge.
- Poster, Mark (2001): »Cyber Democracy: The Internet and the Public Sphere«. In: Mark Poster (Hg.), *The Information Subject: Essays*, Amsterdam : G+B Arts International, S. 95-115.
- Poster, Mark (Hg.) (2001): *The Information Subject: Essays*, Amsterdam: G+B Arts International.
- Postman, Neil (1984): *Das Verschwinden der Kindheit*, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Price, Janet/Shildrick, Margrit (Hg.) (1999): *Feminist Theory and the Body*, New York: Routledge.
- Reininger, Robert (1970): *Metaphysik der Wirklichkeit*, Bd. 1 (unveränderter Nachdruck der zweiten, gänzlich neubearbeiteten und erweiterten Auflage, Wien 1947/48), München/Basel: E. Reinhardt.
- Rich, Adrienne (1986): *Blood, Bread and Poetry: Selected Prose 1979-1985*, London: W. W. Norton.
- Ronneberger, Franz (1992): »Entwicklungsstränge des Raumverständnisses in der Medienkommunikation«. In: Walter Hömberg/Michael Schmolke (Hg.), *Zeit, Raum, Kommunikation*, München: Ölschläger, S. 339-356.
- Rose, Gillian (1999): »Performing Space«. In: Doreen Massey et al. (Hg.), *Human Geography Today*, Cambridge/Oxford/Malden: Polity Press, S. 247-259.
- Rubin, Gayle S. (2003): »Sex denken: Anmerkungen zu einer radikalen Theorie der sexuellen Politik«. In: Andreas Kraß (Hg.), *Queer*

- Denken: Gegen die Ordnung der Sexualität* (Queer Studies), Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 31-79.
- Said, Edward, W. (1981): *Orientalismus*, Frankfurt a.M.: Ullstein.
- Schachtner, Christina (2002). »Neue Perspektiven auf die Geschlechterverhältnisse im Kontext des Netz-Mediums«. In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 61, S. 137-146.
- Shields, Rob (1997): »Spatial Stress and Resistance: Social Meanings of Spatialization«. In: Georges Benko/Ulf Strohmayr (Hg.), *Space and Social Theory: Interpreting Modernity and Postmodernity*, Oxford/Malden: Blackwell Publishers, S. 186-202.
- Shildrick, Margrit/Price, Janet (1999): »Openings on the Body: A Critical Introduction«. In: Janet Price/Margrit Shildrick (Hg.), *Feminist Theory and the Body*, New York: Routledge, S. 1-14.
- Siebert, Ulla (1998): *Grenzlinien: Selbstrepräsentationen von Frauen in Reisetexten, 1871-1914*, Münster: Waxmann.
- Soja, Edward (1999): »Thirdspace: Expanding the Scope of the Geographical Imagination«. In: Doreen Massey et al. (Hg.), *Human Geography Today*, Cambridge/Oxford/Malden: Polity Press, S. 260-278.
- Woodward, Kathryn (1997): *Identity and Difference*, London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage.
- Woolf, Virginia (1992): *Ein eigenes Zimmer*, Leipzig: Reclam.
- Zacharias, Wolfgang (2000): »Auf der Suche nach einer pädagogisch akzentuierten Medienökologie zwischen »senses & cyber«. Eine Skizze im Horizont von »Virealität« und der »Mediengeneration««. In: Wolfgang Zacharias (Hg.), *Interaktiv: Medienökologie zwischen Sinnenreich und Cyberspace*, München: KoPäd Verlag, S. 50-81.
- Zacharias, Wolfgang (Hg.) (2000): *Interaktiv: Medienökologie zwischen Sinnenreich und Cyberspace*, München: KoPäd Verlag.
- Žižek, Slavoj (1993): *Tarrying with the Negative: Kant Hegel, and the Critique of Ideology*, Durham: Duke University Press.
- Žižek, Slavoj (1997): *Die Pest der Phantasmen*, Wien: Passagen Verlag.